This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,386,086

ITGENÖSSISCHE
SELBSTBIOGRAPHIEEN
BAND I

MEINE LEBENSREISE

VON

HERMANN VON LINGG

SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTE ET SCIENTIA VERITAS

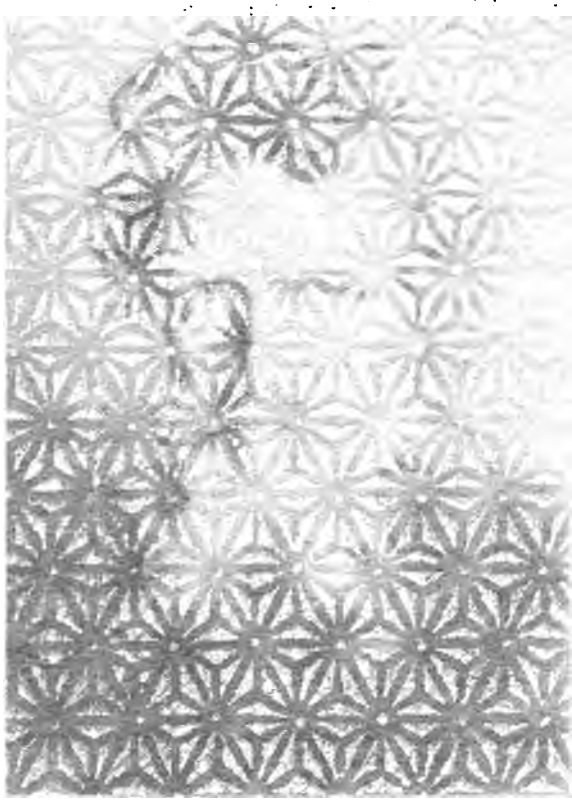
ZEITGENÖSSISCHE SELBSTBIOGRAPHIEEN

ZEITGENÖSSISCHE SELBSTBIOGRAPHIEEN

BAND I
HERMANN VON LINGG

SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG

Jasmin



MEINE LEBENSREISE

AUTOBIOGRAPHIE

VON

HERMANN VON LINGG

SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG
1899

838
L7550
A3

German
Feldman
4 5.54
87012

4-22-54/NEP

MEINE LEBENSREISE

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten.
HERMANN VON LINGG.
SCHUSTER & LOEFFLER.

Obwohl die ältesten Kulturstätten in Deutschland um die Ufer des Bodensees gelegen waren, ich erinnere nur an St. Gallen und die Reichenau, obwohl später auf Hohenstaufischen Burgen derselben Landschaft der Minnegesang in herrlichster Blüte stand, sofolgte diesen glänzenden Epochen dennoch völlige Öde im geistigen Leben der Völker an jenen Ufern; die weitere Bildung unserer Literatur hatte sich mehr nördlichen Gegenden zugewendet, und mit dem Emporkommen des Neuhochdeutschen und dem Beginn der Reformation war die Dichtkunst von den schönen Geländen des schwäbischen Meeres fortgezogen. Erst im vorigen Jahrhunderte erwachten an dem benachbarten Zürichersee wieder Regungen nach dieser Richtung und Erinnerungen an die vergangene Grösse. Bodmer eröffnete diese Ära, indem er auf die alten Schätze unserer Literatur, besonders auf das Nibelungenlied hinwies, dessen Sprache noch in der allemannischen Mundart fortlebte. In dem schwäbischen Städtchen Biberach erstand Wieland, im Schwarzwald dichtete Hebel, wie die Leute um ihn her sprachen, und in neuerer Zeit, in unserer Zeit sind es Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, die zu hohem Ruhme durch ihre Dichtungen gelangten.

Ich freue mich, ein Zeitgenosse, Nachbar und Landsmann dieser Männer zu sein, denn wenn auch politische Schranken die Volksstämme trennen, so gehören doch die um den Boden-

see Wohnenden, nach Sprache, Sitten und Gemütsart dem allemannischen an.

Die alte Reichsstadt Lindau, auf einer Insel im Bodensee gelegen, ist also meine Vaterstadt, wenige Stunden davon ist ein Ort, die Linggenreute genannt, und wird als Stammsitz der Familie betrachtet,

Ruppert Kreller, Lehrer in Wohmbrechts, sagt in seiner Broschüre, „Hermann Lingg, sein Leben und Schaffen“: „Als Stammhaus des im westlichen Allgäu weitverzweigten Geschlechtes gilt die Linggenreute, ein isolirtes Gehöft unweit Wohmbrechts. Der Grossvater des Dichters verliess seine Heimat und gründete in Niederstaufen eine neue, schwang sich zum Vorsteher der Gemeinde und zum Hauptmann der Landmiliz des reichsstädtischen Gebietes von Lindau empor.“

Dessen jüngster Sohn, der in die Klosterschule zu Ottobeuern, später zu Salzburg und Wien studiert, zu Weingarten als Rechtsbeflissener praktizirt hatte, liess sich als Advokat in Lindau nieder und gründete eine Familie, und zwar als der erste Katholik, der in der Stadt ein öffentliches Amt begleitete. Lindau war nämlich in zwei Stadtteile geschieden, die sogar durch eine Mauer getrennt waren; der östliche Teil gehörte dem Stift der gefürsteten Abtei an, der westliche Teil der Bürgerschaft, und stand unter dem reichsfreien Bürgermeister. Dieser Teil der Stadt wurde seltsamer Weise die Insel genannt, da doch die ganze Stadt auf einer Insel liegt. Hier, wo jetzt der Bahnhof, die Gasfabrik und mehrere Brauereigebäude stehen, befanden sich noch zu meiner Jugendzeit Obst- und Weinbau, hier sieht man noch die alten Mauern am See mit Türmen und Schanzen und geniesst eine herrliche Aussicht in die Schweizer- und Vorarlbergeralpen. Das Haus, in dem ich geboren wurde, stand in der Kirchgasse, dem Stiftsplatze gegenüber, mit einem Hof und kleinem Garten.

In einem Notizbuch meines Vaters findet sich folgende Aufzeichnung:

„Herrmann Ludwig Otto wurde geboren zu Lindau im Bodensee am 22. Januar 1820 abends $^3/_4$ auf 8 Uhr am Tage des Heiligen Vinzentius im Zeichen des Stiers und getauft am 24. desselben Monats vom hiesigen Stadtpfarrer Cölestin Baader. —“

Dass ich im Zeichen des Stiers geboren wurde, ging mir lange nach, ich war als Kind eigensinnig und jähzornig, und jetzt, da ich in den siebziger Jahren stehe, habe ich mir vermutlich noch nicht alle Hörner abgestossen, so zahm mich auch sonst die Zeit und mancherlei Erfahrungen gemacht haben.

Weiter heisst es im Notizbuch meines Vaters:

„Der Knabe war schön und verriet viele Talente.“ Man hatte mir mein goldblondes Haar lang wachsen lassen, das bis auf die Schultern herabfiel, wie es damals Sitte war, als ich aber von einem durchreisenden Künstler gemalt werden sollte, sträubte ich mich heftig dagegen, und das Bild fiel übel aus, weil das Gesicht vom Weinen aufgedunsen erschien. Die Talente, die an mir gerühmt wurden, bestanden hauptsächlich darin, dass ich viel Lernbegierde zeigte, gern Bücher las, die ich nicht verstand, und meine Nutzanwendungen daraus zog. Ein betagter Arbeiter war in unserm Garten beschäftigt, einen Obstbaum auszureissen, was ihm viele Mühe kostete; da trat ich auf ihn zu und sagte: „Wenn du der Simson wärst, hättest du diesen Baum schon lange heraus.“ Solch' altkluge Reden der Kinder werden oft von den Angehörigen, besonders von Dienstleuten, sehr bewundert, würden aber eher verdienen nicht beachtet zu werden, weil durch sie nur die Eitelkeit geweckt wird.

Manch andere Äusserungen, wie sie mir später erzählt wurden, gewähren hinwieder einen Einblick in die Seele des Kindes, in seine Vorstellungsweise, in das allmähliche Sichherausbilden der Individualität.

Ich hatte als Weihnachtsspielzeug eine kleine, hölzerne, braune Figur erhalten, die ich den Herrn Braun nannte

und die bei den Mahlzeiten immer neben meiner Schüssel stand. Wurde nun eine Speise aufgetragen, die mir nicht behagte, so sagte ich, der Herr Braun mag diese Suppe nicht, genau, wie es die Wilden mit ihre Götzen machten und die alten Völker mit ihren Göttern umgingen, auf die sie ihr eigenes Begehren und ihre Fehler übertrugen.

Der Kutscher des Hauses, ein Artillerist und riesig starker Mensch, fand ein Vergnügen daran, sich plötzlich auf den Boden zu legen und sich tot zu stellen. Das gefiel mir sehr, und ich durfte nur sagen, Michel sei tot, so lag er auch schon regungslos da. Wenn mir dieser Zustand zu lange dauerte, kamen mir Thränen, und ich rief weinend, Michel, sei wieder lebendig, worauf der gute Mensch in die Höhe sprang, mich auf seine Arme hob und aufs Pferd setzte. Dieses Pferd war ein feuriger Siebenbürger und stellte sich, wenn ausgefahren wurde, stets auf die Hinterbeine, worauf es dann wie rasend durch die Strassen der Stadt rannte. Weit und breit war der Schimmel und die kirschrote Chaise des Dr. Lingg bekannt, und auf dem Lande liessen die Bauern ihren Pflug und die Hacke stehen und kamen an die Strasse, um sich einen guten Rat zu holen. Das war für sie weniger kostspielig, als den weiten Weg in die Stadt und zur Kanzlei zurückzulegen. Um eine Parteisache zu führen, eine Verteidigung zu übernehmen, musste mein Vater oft in benachbarte Städte, wie Kempten, Immenstadt, Isny und dort übernachten, oder er kam spät nachts von einer solchen Tagfahrt zurück. Dabei war er mit einem Stilett bewaffnet, und als ich ihn einst frug, wozu er denn das Messer mitnehme und mir die Antwort wurde, um den Kerl tot zu machen, der deinen Vater anpacken will, da rief ich aus: O Vater, bring mir doch einmal einen, den du tot gestochen hast, mit heim! Das schien dem Kinde ein nettes und interessantes Spielzeug. Der Wald und Räuber beschäftigten überhaupt sehr meine Einbildungskraft, ich verlangte oft einmal in einen Wald zu kommen, als mir dieser Wunsch

erfüllt wurde, und es hiess: Nun Herrmann, jetzt bist du in einem Walde, da rief ich: So, Vater, jetzt lass aber auch Räuber kommen!

Im Sommer 1825 brachte mich ein bösartiges Schleimfieber, dem meine jüngere Schwester erlag, an den Rand des Grabes. Vor der Leiche des von mir so sehr geliebten Wesens erblickte ich zuerst den Tod in seiner furchtbaren Gestalt und seine Macht erfüllte mein junges Herz mit den schmerzlichsten Gefühlen, die dann in heissen Thränen hervorbrachen. Weiter fährt mein Vater in seinem Notizbuche fort: „Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielt er vom Pfarrer Fratz, damals Kaplan dahier. Anfangs Januar 1827 kam er als Privatschüler zum Oberlehrer Rumpf mit täglich 4 Stunden. Dazu bemerke ich, die Volksschule bei Lehrer Rumpf war die protestantische, nur den Religionsunterricht erhielt ich in der katholischen Schule. Da diese nicht im gleichen Gebäude abgehalten wurde, so benutzte ich diese Gelegenheit, um öfters, wie man sagt, hinter die Schule zu gehen und dem Schlittschuhlaufen, das mich mehr anzog, obzuliegen. Als ich aber einstmals flott unter der Brücke durchfuhr, wurde ich gesehen und angezeigt.

Meine Ausreden, der Herr Religionslehrer beschäftige sich beim Unterricht statt mit uns Knaben mehr mit den Mädchen, die in der gleichen Schulstube sassen, half mir nichts, ich erhielt Zank und Arrest.

Eine meiner frühesten und schrecklichsten Erinnerungen ist die an einen Mann, der totbleich mit roten gesträubten Haaren, ein blutiges Messer in der Faust, die Strasse heraufrannte; er hatte seine Frau im Jähzorn ermordet, und lief nun nach vollbrachter That, sich dem Gericht selbst zu stellen. Bald wurde auch mein Vater geholt, um bei dem Verhöre zugegen zu sein und die Verteidigung des Mörders zu übernehmen; dies Schreckbild steht heut noch leibhaft vor mir.

Weiter heisst es in dem Berichte meines Vaters: „Rumpf ist ein guter Lehrer, Herrmann verdankt ihm viel, hauptsäch-

lich in der deutschen Sprachlehre, mit dem Rechnen wollte es nicht vorwärts.“

Dieser Rumpf war früher österreichischer Unteroffizier gewesen, wurde seiner schönen Schrift wegen Lehrer in Lindau und hatte die Chronik der Stadt zu verzeichnen.

Den Korporalsstock hatte er aber mit in die Schule genommen und prügelte weidlich und nach militärischer Art von damals. Der Schuldige wurde auf einer Bank ausgestreckt und festgehalten. Allerdings gab es wilde und rohe Burschen in unserer Volksschule, aber die Exekution war doch scheusslich. Ich war ein ziemlich zarter Knabe und wurde niemals derart bestraft, nur einmal erhielt ich einen Hieb über den Rücken, weil ich beim Rechnen nicht aufgemerkt hatte. Möglich, dass der schlechte Fortgang in diesem Fache daher stammt, denn mit schwüler Bangigkeit im Herzen wurde die Schulstube betreten, in der immer eine Anzahl Haselstäbe neben dem Pulte des Lehrers in Bereitschaft standen. Ein intensiver Abscheu und Widerwille gegen alle Brutalität setzte sich fest in mir. Am Ende des Schuljahres erhielt ich einen Preis.

Im Jahre 1829 kam ich in die Lateinschule zu Dr. Weiss. Auch dieser Herr war sehr schlagfertig, doch ohne Stock, und begnügte sich mit der Hand zu strafen, auch waren seine Züchtigungen von der reinsten Liebe zum Unterrichten beseelt, und da meistens die gesunden und dickbackigen Buben die leichtsinnigsten waren, so erfuhren diese am öftesten die Beweise seines oft sehr leidenschaftlichen Eifers.

Das Notizbuch schreibt ferner von mir: „Er wuchs stark und war im Verhältnis seiner Jahre ziemlich gross, aber von schlechter Haltung; sonst verriet er viele Fähigkeiten, nur zeigte er sich etwas langsam im Denken.“

Meine Liebhaberei für die Bücher setzte sich fort, als ich aber über den Don Quixote geriet, fand der Schreiber meines Vaters, dieses Buch sei eine ungehörige Lektüre für einen so jungen Menschen, es stünden schreckliche Sachen

darin; auf diese Anzeige bei meiner Tante warf diese das gefährliche Buch in den Ofen und liess es das Schicksal jener Ritterbücher theilen, die darin so anziehend beschrieben sind.

Als mein Vater einige Zeit hernach seinen Don Quixote vermisste und erfuhr, was mit ihm geschehen sei, schalt er sehr, und sogleich ward eine neue Ausgabe angeschafft.

Ich aber entdeckte, der Hauskatze folgend, eine von Niemand sonst gekannte Dachkammer, in der ich ungestört lesen konnte.

Da kamen denn Theaterstücke daran: „Die Pulichi auf Malabar", „Die Brüder auf der roten Erde" u. a. m. Als ich jedoch einmal mit ins Theater genommen wurde, phantasierte ich die Nacht hindurch wie im Fieber, und man beschloss, mich dieser Gefahr nicht mehr auszusetzen.

Inzwischen trat ein Ereignis ein, das von grossem und günstigen Einfluss auf meine körperliche Entwicklung war.

Mein Vater kaufte ein Landgut nahe vor der Stadt, und das ungesunde Haus in der Kirchgasse wurde verlassen. Ich erinnere mich noch wohl, wie einst auf einer Spazierfahrt nach Bregenz mein Vater auf ein stattliches Haus, an der Landstrasse gelegen, hindeutete und mich frug, ob es mir gefalle. Ich bejahte freudig und erfuhr, dass es bereits uns gehöre. Es war wirklich ein hübsches Haus mit Erdgeschoss und zwei Stock hoch an einem Bache gelegen, über den eine Brücke führte, weshalb es „auf der Achbrücke" hiess. Wiesen und Obstbäume gehörten dazu, ein Blumen- und Gemüsegarten, Stallung für Pferde und für Kühe, Hühnerhof u. s. w.

Da begann nun für mich und meinen jüngeren Bruder ein herrliches Leben der Freiheit und ländlichen Beschäftigung. Auch mit dem Tierleben traten nähere Beziehungen ein.

Die „Ach" mündete wenige Schritte vom Landgute entfernt in den See und wimmelte von Fischen, der Eisvogel mit dem glänzenden Gefieder schwirrte am Ufer auf und ab, Möven wagten sich vom See herauf, in den Gebüschen sangen Grasmücken und Amseln, Finken suchten Futter bis

vor der Hausthüre, und mit Einbruch der Nacht summten die grossen Dämmerungsschmetterlinge um die Geisblattlaube im Garten, während die schönen Tagfalter an den sonnigen Wiesen ihre Blumen besuchten. Auch die vier Kühe nahmen unsere Teilnahme in Anspruch und verdienten unsere Zuneigung.

Die Vegetation am Bodensee ist eine fast südliche und reichhaltig üppige, alles gedieh, auch Fremdländisches, und die köstlichsten Obstgattungen erfreuten im Frühling durch ihre Blüten, im Herbst durch ihre Früchte.

Die Umgebung Lindaus gleicht im Mai einem glänzenden Meer voll blühender Bäume. Das alles erweiterte Herz und Sinne und stärkte das jugendliche Wachstum. Ganz für solche Aussenwelt geeignet waren Bücher, wie der Robinson und die Entdeckung Amerikas.

Ich machte mir einen Floss zurecht und wagte mich in den See hinaus, wobei ich mich einer jener kühnen Seefahrer dünkte, von denen ich eben noch gelesen hatte, auch grub ich einen Tunnel durch eine Aufhäufung von Lehm im Gutsanwesen. Damals bewegten die Schillerschen Dramen zuerst die Seele, und ich gedenke noch, welche Wirkung die Szene aus der Jungfrau von Orleans im Ardennenwald auf mich ausübte, da, während ich las, ein wirkliches starkes Gewitter sich entlud.

In der Schule wurden die Balladen von Gustav Schwab, die sich auf den Bodensee bezogen, auswendig gelernt und so das Mitgefühl für die umgebende Natur und für die Ortsgeschichte geweckt und lebendig erhalten. Darunter waren: „Die Schöpfung des Bodensees“, „Der Reiter auf dem Bodensee“, „Der Fleischer von Konstanz“ u. s. w. Um diese Zeit erlebten wir auch ein mächtiges Naturereignis, einen Bergsturz. Der Höhenzug über Bregenz, das Pfändergebirge, ertönte von gewaltigem Donnergetöse, das Gelände über dem Dorfe Lochau geriet in Bewegung, die Tannen drehten sich wie im Tanze und stürzten mit Steingeröll und Erdschichten

in die Tiefe einer Thalmulde. Überall flüchteten die Bewohner, und das furchtbare Schauspiel lockte zahlreiche Zuschauer in die Nähe. Der unterirdische Donner währte mehrere Tage lang, doch kam niemand dabei ums Leben, mit Ausnahme des Landrichters von Lindau, der sich ebenfalls dahin begab, und an Ort und Stelle vom Schlage gerührt tot niedersank, wie einst der ältere Plinius bei der Verschüttung Pompejis.

Einige Jahre vorher erlebte man die seltene Naturerscheinung, dass der ganze Bodensee zugefroren war (1829/1830). Von Bregenz bis Konstanz, von Friedrichshafen bis Romanshorn erstreckte sich die eisige Fläche, bedeckt von Schlittschuhläufern und Fussgängern. Jedesmal, wenn an einer Stelle sich das Eis spaltete, was ein Zeichen seiner zunehmenden Festigkeit und von einem Getöse wie von Geschützdonner begleitet war, erscholl von allen Seiten her weithintönender Jubel. Durch die Spalten quoll das Wasser herauf, man bekümmerte sich nicht viel darum und legte wohl über die breitesten Spalten Bretter wie einen Steg. Auch ich, damals 10 Jahr alt, sowie mein jüngerer Bruder, wir gingen mit den Eltern nach dem Schweizerufer hinüber, wo ein guter Schaffhauser Wein die Glieder erwärmte. In der hellen Mondnacht kehrte man über die Eisfläche nach Hause zurück. Verlust an Menschenleben war nur ein paarmal zu beklagen, und da war überkecker Mutwille die Ursache. Auch einige Herrn von Lindau, die mit Pferd und Schlitten das Eis versuchten, brachen ein, konnten aber gerettet werden.

Um die Schiffahrt wenigstens einigermassen wieder zu ermöglichen, wurden Kanäle in das Eis gehauen und die Dampfboote verkehrten ziemlich regelmässig.

Ein so seltenes Ereignis, wie der ganz zugefrorene See, rief das Andenken an eines aus vergangener Zeit wach, an den Winter von 1571, wo bei langer Windstille und strenger Kälte der Bodensee überfror.

Die Chronik berichtet von einem seltsamen Begebnis, das sich damals zutrug. Die Bregenzer tanzten in den Februartagen des Faschings auf dem Eis, brannten Funken auf demselben und sprangen in Reihen darum. Männer und Weiber gingen von Bregenz in Vermummung ins Kloster hinab. Sie verirrten sich aber auf der Rückkehr, bei einfallendem Nebel so, dass sie bis an die Pallisaden vor Lindau kamen. Sie hatten Trommeln und Pfeifen bei sich und etliche waren als Teufel maskiert. Als sie ihren Irrtum einsahen, verlangten sie am Seethor zu Lindau Einlass, wie aber der Wächter die geschwänzten Ungetüme mit Hörnern erblickte, geriet er in Angst und schlug Lärm. Nach längerer Erörterung verständigte man sich und liess die Verirrten in die Stadt, worauf sie sich nach eingenommener Labung wieder entfernten und nach Bregenz zurückkehrten.

Meine Vaterstadt war bis zum Jahre 1827 Festung, sie hatte ringsum Mauern und Wälle, vor dem Landthor hing eine Zugbrücke und vor dem Rathause erhoben sich Pyramiden von Kanonenkugeln. An dem Tage des Umzuges nach dem Landgute, zog die Artillerie ab. Da wir mit aufgepacktem Hausrat der Truppe begegneten, und das schwere Geschütz an uns vorüberrasselte, scheute das Pferd und warf uns sammt allen Kästen, Stühlen und Bettladen in den Strassengraben, aus dem wir wieder heil und unversehrt hervorkrochen. Das war unser Einstand auf dem neuen Besitztum. Bald ging es dann ans Einräumen, Tapezieren und Anpflanzen. Wir Buben halfen überall mit, das war eine Lustbarkeit! Im Erdgeschoss war Vaters Schreibzimmer, die Wohnstube, die Gesindestube, die Küche. Am Fenster des Wohnzimmers sass die Grossmutter und spann, oder wiegte meinen jüngsten Bruder. Über ihr hing die Wanduhr, die zugleich Bewahrort für die Almosenpfennige war, mit denen die reisenden Handwerksburschen

bedacht wurden, die von der Strasse herein ans Fenster kamen. Daher stammt der Vers:

Lass nicht auf deinen Tisch vergebens
Den Hungrigen durchs Fenster seh'n.

Mit dem Landgute war auch ein Rebgarten angekauft worden, der aber nicht mit diesem Anwesen verbunden war, sondern weiter westlich am See bei dem Orte Tögelstein lag, eine Stunde von Lindau entfernt. Ein Gartenhäuschen war dabei, von wo aus man eine herrliche Aussicht in die Vorarlberger- und Schweizeralpen hatte. In einem Wandkästchen wurden die Werke Pater Abrahams a Santa Clara verwahrt, aus welchen gern vorgelesen wurde, ferner Schiesspulver zum Abfeuern einer kleinen Kanone bei Gelegenheit der Weinlese. Diese Kanone war ein sehenswürdiges Meisterstück der Augsburger Giesskunst aus dem Jahre 1573. Das Echo hallte wunderbar in der Runde von den Bergen herüber. An einem Thürpfosten des Gartenhäuschens wurde die Jugend jährlich am Tage der Weinlese gemessen, zu sehen, wie viel wir das Jahr über gewachsen waren. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, ein Festmahl gehalten, und dann unter Singen und Schiessen mit verwandten und befreundeten Familien nach Hause gezogen. Solche Tage zähle ich zu den schönsten in meiner Erinnerung, sie bilden das goldene Zeitalter der ersten Jünglingsjahre, sie blühten während der Ferien dem Lateinschüler und Gymnasiasten.

Da jedoch der neue Wohnort auf dem Lande auch manche Fährlichkeiten und Abhaltungen von der Schule mit sich brachte, so war man zu dem Entschlusse gekommen, mich in die Lateinschule nach Kempten zu bringen, woselbst der dortige Rektor Zöglinge in sein Haus nahm, und seiner Strenge und Pünktlichkeit wegen als Pädagog eines grossen Rufes genoss. Nun war es aus mit den Freuden des Landlebens in der Heimat, ein schmerzlicher Abschied stand bevor; mein Vater bemerkt in seinem Notiz-

buch dazu: „er benahm sich beim Abschied sehr gefasst und ohne eine Thräne zu vergiessen". —

Im Herzen des Knaben sah es ganz anders aus.

Bei Kindern ist wie bei den Tieren das Unbewusste, das Vorahnen, das Instinktive stärker als bei Erwachsenen. Unarten, Bosheiten sind bei Kindern oft nichts anderes als der Ausbruch einer dunklen Reaktion gegen Unrecht, das ihnen zugefügt wird, um das abzuwehren, was ausser ihrer Macht liegt. Erzieher und Eltern sollten darauf achten, und nicht alles, was ihnen an den kleinen Wesen missfällt mit der Beschuldigung „ein böses Kind" abfertigen.

Das waren trübe Wochen und Monate, die ich in Kempten verlebte, schon im Dezember wurde ich vom Scharlachfieber befallen, die darauffolgende Wassersucht zeigte sich gefährlich, und ich hörte eines Tages, wie der eine Hausgenosse zum andern sagte, wie lange hat er wohl noch zu leben? Die Thränen, die ich darüber vergoss, wurden aber gestillt, da meine Mutter und ihre Schwester, Tante Rosina, zur Pflege in Kempten eintrafen und zugleich die Krankheit abnahm und zur Genesung sich neigte.

Das Schulversäumnis brachte einen empfindlichen Nachteil im Fortgang mit sich, da die meisten Mitschüler ohnehin älter waren als ich. Dazu kam noch das Heimweh, das mich mit dem Aufenthalt in der Fremde stark bedrückte. Ein älterer Studiengenosse nahm mich auf Spaziergängen an der Iller mit und riet mir, recht lange ins Wasser zu schauen, das werde mir den fernen Bodensee ersetzen und mich heilen; es half aber nicht. Als geborener Lindauer galt ich für einen Protestanten in dem stark katholischen Kempten. Beim ersten Kirchgang wollte keiner der Mitschüler neben mir gehen, da war es Brinz, der nachmalige berühmte Rechtslehrer, der zu mir trat und sich mir anschloss. Seit diesem Tage begann eine Freundschaft zwischen ihm und mir, die durch unser ganzes Leben anhielt.

Die Strenge im Hause des Rektors war oft eine sehr

pedantische. Ich hatte zu Hause auf der Achbrücke Feuerwerkskörper zubereiten gelernt und setzte diese Kunst auch in Kempten fort, heimlich in einer Kiesgrube vor der Stadt mit zweien der Hausgenossen. Das Pulver lag in meinem Pulte verwahrt. Die Mägde entdeckten es, und da sich auch angebranntes Papier vorfand, erstatteten sie Anzeige, und der Herr Rektor verfiel auf den unseligen Gedanken, wir hätten ihm sein Haus in die Luft sprengen wollen. Dafür Arrest und schwere Strafpredigt. Zur Rache fing ich Blindschleichen ein, deren es an der Iller genug gab, und sperrte sie ins Pult. Wollte nun die Magd wieder Untersuchung halten, so erschrak sie über die Tiere und wagte sich nicht mehr heran. Strafe erfolge auch hierfür. Ein beliebter Sport war für uns das sogenannte Deichelspringen. Hinter dem Gymnasiumsgebäude lag der alte Hofgarten. In den Bassins, wo zur Zeit der Fürstbischöfe die Springbrunnen plätscherten, lagen ausgehöhlte Balken, zu Brunnenröhren bestimmt. Über diese, die sich, sobald man auf sie trat, umwendeten, so geschickt wegzukommen, dass man nicht ausglitschte, war eine schwierige, nicht ganz gefahrlose Übung, denn die Teiche waren ziemlich tief mit Wasser gefüllt. Das Deichelspringen war sehr verboten, aber um so beliebter das Vergnügen. Auch an anderen Streichen fehlte es nicht, wir kletterten über alle Hecken, kletterten an allen Bäumen hinauf, stahlen die Schlingen, die von Gewinnsüchtigen zum Vogelfang gelegt waren, und drehten einem Weinpantscher den Hahn auf an dem Fasse, das vor seiner Hausthüre lag. Wir hiessen in der Stadt nur Rektors böse Buben.

Düster und gedrückt blieb aber das Leben doch in diesem Hause, nur die jährlich gegönnten Ferien warfen einige Lichtstrahlen in jene trübe Zeit. Nicht nur waren es die mit Früchten behangenen Obstbäume und Reben, die dem Heimgekehrten zulachten, man fand sich doch auch wieder in einer zwanglosen, frohen Welt, im Kreise der eigenen und befreundeter Familien. Auch höhere geistige

Interessen erwachten mit den zunehmenden Jahren. In der Gesellschaft Harmonie lagen das Stuttgarter Morgenblatt und Menzels Literaturblatt auf, Europa, die Blätter für literarische Unterhaltung u. a. m. Alles wurde nun nachgelesen, was von neuerer Literatur während des Semesters erschienen war, indess wir in Kempten im Jakobs präpariert und die Partikeln gelernt hatten. Ferner gab es politische Gespräche, Unterredungen über die gegenwärtigen und weltlichen Dinge zu hören, von Oconnell und Robert Peel's Reden, von den badischen Ständekammern u. s. w. Anderwärts prallten auch die Gegensätze zwischen der Lindauer und Kemptner Weltanschauung zusammen. Ich erinnere mich noch z. B., dass einer der Herrn Kemptner Professoren, von dorther einstmals zur Weinlese eingeladen, in heftigen Disput mit meinem Vater geriet, da dieser behauptet hatte, man werde noch von Kempten nach Lindau mit der Eisenbahn fahren. Unmöglich, rief der erhitzte Professor, wo denken Sie hin, Herr Doktor, wie soll man über den Buchenberg kommen. (Über diesen führte nämlich damals die Poststrasse). Wir freilich, gab mein Vater zur Antwort, werden es nicht mehr erleben, aber unsere Kinder gewiss!

In die ersten Jahre meiner Kemptner Zeit fällt die Expedition unserer bayerischen Truppen mit König Otto nach Griechenland. Wir Studenten und die Hälfte der Einwohner Kemptens gaben dem ausrückenden Bataillon das Geleite. Die Soldaten selbst waren im besten Humor, jauchzten und sangen dazu Bertram's Abschied: „Leb wohl du teures Land das mich geboren". Grosses Aufsehen erregten gleich in der ersten Zeit die Briefe von Verwandten und von befreundeten Offizieren aus Patras, Athen, Korinth. Ein Onkel von mir, der als Freiwilliger mitgezogen war und bei den Ulanen diente, gab hie und da Nachricht und beschrieb manches Sehenswürdige, so die Meerfahrt von Triest aus, damals noch auf Segelschiffen, die Ankunft in Nauplia, den Empfang und Einzug Königs Otto, eine Hoch-

zeit in Athen und sonstige Abenteuer. Er war ein guter Zeichner und grub in eine Kürbisflasche mit einer Nadel Ansichten der Akropolis, des Theseus-Tempels u. a. m.

Damals lernten wir griechisch in der Schule, wie leicht wäre es gewesen, eine lebendigere Anregung für das Studium der hellenischen Sprache in den jungen empfänglichen Gemütern wachzurufen. Nachdem jedoch 1834 die königlichen Truppen aus Griechenland zurückgekehrt waren, blieb die Aufmerksamkeit der Jugend den Erzählungen aus dem fernem Lande zugewandt, und ich gewann die Erlaubnis, sobald ich die Universität würde erreicht haben, eine Fussreise nach Italien antreten zu dürfen.

Das befreite Griechenland führte übrigens auch für uns Zöglinge des Herrn Rektors, Befreiuug aus der Erziehungshaft unseres Schuldespoten herbei. Es hatte nämlich die Stadt Kempten den heimgekehrten Kriegern einen grossen Festball gegeben. Unser Rektor selbst, durch ein Unwohlsein zurückgehalten, erteilte gleichwohl den älteren der Pension die Erlaubnis, den Ball zu besuchen. Dies verdross uns jüngere nicht wenig, wir wussten die Köchin zu gewinnen und schlichen uns durch die von ihr offen gelassene Thüre heimlich aus dem Hause und nach dem Festplatze. Obwohl wir uns sehr im Hintergrund des Saales hielten und nur wenig dem Tanze zuzuschauen wagten, so wurden wir doch gesehen und angezeigt. Andern Tages erfolgte schweres Strafgericht, Einsperrung und Gradation d. h geringere Betragensnote im Schlusszeugnis. Zugleich, durch die Lockerung seiner Hausordnung schwer gekränkt, sah sich der Rektor veranlasst, den Eltern mitzuteilen, dass er im künftigen Schuljahre keine Zöglinge mehr aufnehmen werde. Das war eigentlich ein Glück, denn so ernst und rechtlich gesinnt der Mann auch war, Erzieher war er nicht, und noch weniger verstand es seine Frau jungen Leuten Vertrauen und Zuneigung einzuflössen. Es war ein kleiner hagerer Mann mit buschigen Augenbrauen, kahlköpfig und

mit einer Perücke, durchaus das Bild eines Cholerikers, der er auch war. Freundlicher gestalteten sich die Verhältnisse bei dem Professor, zu welchem ich hernach mit noch einem jungen Gymnasiasten in Kost und Wohnung aufgenommen wurde. Die Gattin dieses Professors war eine gebildete und wohlwollende Frau, die es verstand, junge Leute zu lenken. Meine Neigung, alles was mich umgab, in phantastischer Weise zu personifizieren, gewann hier Anlass genug, sich zu bethätigen, die Stubenvögel, die wir Zöglinge uns halten durften, bekamen Namen der spanischen Generäle, die unter Königin Christine und Don Carlos Krieg führten, auch sie lieferten sich Treffen über den Besitz von Hanfsämen, der auf die Thürschwelle gestreut wurde. So hatte es einst der letzte römische Kaiser Romulus Momillus gemacht, nur dass er aus Sieg und Niederlage seiner Hühner die Erfolge seines römischen Heeres prophezeite. Das Haus des Professors, bei dem ich jetzt wohnte, war durch einen grossen Garten mit Pavillon getrennt von einer Wiese, die Schwaigwiese genannt, und auf ihr war der Exerzierplatz; hier produzierten sich Kunstreiter und Seiltänzer; hier wurde das grosse Kinderfest am Ende des Schuljahres gefeiert. Auf einem solchen bemerkte ich im Reigentanz mit anderen Kindern ein Mädchen, das dem 17jährigen durch seine besondere Anmut und Lieblichkeit auffiel. Es mochte etwa ein paar Jahre jünger sein als ich, war blond, hatte sanfte blaue Augen und war besonders anziehend durch sein bescheidenes, sittiges Benehmen. Dieses schöne Mädchen hiess Christine und war die Tochter eines angesehenen Kaufmannes in der Altstadt. Seine Erscheinung liess einen tiefen Eindruck in mir zurück und beschäftigte meine Phantasie aufs lebhafteste. Wie gross war mein Erstaunen, als ich in die Ferien nach Lindau kam und eines Nachmittags unter den Besuchern auf unserem Landgut dasselbe Mädchen wiedersah. Sie stand mit ihren Gespielen vor dem Brunnen, in dem ich die von mir in der Ach gefangenen

Fische aufbewahrt hatte. Selbstverständlich erkannten wir uns wieder, erröteten und sprachen kein Wort. Christine war bei Verwandten in Lindau auf Besuch und kam mit diesen öfters auf unser Landgut, wo dann allerlei Spiele angeordnet wurden, mehrmals grössere Spaziergänge, Partien genannt, stattfanden, entweder auf den Gebhartsberg, auf die Ruckburg und in den Rebgärten. Die Ruckburg wurde besonders gern von Lindauern erstiegen, sie war eine der in unserer Gegend so häufigen Burgruinen, die einst in Fehde mit den Städtern lagen und von diesen erstürmt und zerstört wurden; man hatte von dort eine prächtige Aussicht über den See, in das Rheinthal und in die Alpen. Von der alten Ritterburg ragten nur noch einige dicht mit Epheu umwachsene Mauern empor. Es war ein lieblicher Anblick, wenn die jungen Mädchen zwischen den Ruinen herumkletterten, und ihre grünen Schleier in den Lüften flatterten. Ein späterer Ausflug nach demselben Orte gab mir Veranlassung zu meinem ersten Gedichte. Das Landschaftliche trat darin besonders hervor und zog mich für längere Zeit zu den Dichtern dieser Gattung, zu Matthison, Hoelty, Salis. Noch mehr entzückten dann die Werke von Jean Paul, besonders die Flegeljahre und Titan. Zwischen Brinz, damals noch kein so eifriger Pandektist wie er später geworden, sondern ein echt poetischer Heisssporn, Ketterle, nachmals Advokat in Aschaffenburg, und mir, bestand eine Freundschaft, als deren Sonne Jean Paul vorleuchtete. Wir überboten uns gegenseitig mit Streckversen. Der Horaz, den wir in der Schule lasen, liess uns ziemlich kühl, von Homer lebte nur einiges in der Seele des jungen Gymnasiasten fort. So der Tod des Hundes Argos, die Begegnung des Glaukos mit Diomedes in der Schlacht, und der schöne Vers:

„ὡς οὐδεν γλύκιὸν ἧς ϰάτρίδος οὐδέ τοϰήων.“

Gern, und mit grossem Enthusiasmus wurde dagegen Tassos Befreites Jerusalem gelesen. Geringer war der Fort-

schritt in der Mathematik. Der Professor dieses Lehrgegenstandes war traditionell, seines riesigen Körperumfanges und seiner Schwerhörigkeit wegen, die Zielscheibe der Schüler; es wurde daher wenig gelernt. Da er für das Hinzeichnen einer geometrischen Figur auf die Tafel „hinrichten“ gebrauchte, so verfasste ich damals die schreckliche Geschichte vom Mordbrenner Kegel, die in der Klasse vorgelesen grosse Heiterkeit erregte und in vielen Abschriften unter Kemptner Studiengenossen lange Zeit verbreitet war. Mathias Kegel war in einem stumpfen Winkel geboren, sein Vater war ein Prisma, seine Mutter eine geborene Spitzsäule, deren Erwerb in Verfertigung von Parallelolipeden bestand. Als nach dem Tode des Vaters, Prisma, die Mutter sich dem Cylinder vermählte und die Zwillinge Zenith und Nadir zur Welt kamen, da verwahrloste der kleine Kegel und übte sich bald, seinen Mitschülern Punkte, Linien, Quotienten und Differenzen zu stehlen; er kam nun zu seinem Vetter in die Lehre, stahl aber auch dessen alte Segmente, Tangenten und Secanten, entfloh aus Furcht vor Entdeckung, und wurde Soldat. Als er Posten auf der Eselsbrücke stand, lernte er die Hypothenuse kennen, verliess sie aber treuloserweise und verliebte sich in die ungleichschenklige Peripherie. Auch hier ging er durch und kam auf der Flucht in eine unzugängliche Weite, woselbst er aus Mangel an anderer Nahrung von Quadrat- und Kubikwurzeln lebte. Hier gründete er mit den Elipsen und Sektoren eine Räuberbande, deren Anführer er wurde. Zwei ihn verfolgende Gendarmen Logarithmus und Vertikalstrich schoss er nieder; als er jedoch zwischen zwei Parallelogramme geriet, wurde er festgenommen, in das Dreieck a b c eingesperrt und ihm der Prozess gemacht. Vor seiner Hinrichtung gestand er noch ein, Fünfeck in Brand gesteckt, ein Zwölfeck in die Luft gesprengt und die Menschen durch optische Täuschungen betrogen zu haben.

Mit gutem Erfolge wurde das Gymnasium absolviert, ich

erhielt den ersten Fortgangspreis im Deutschen, den zweiten aus dem Lateinischen.

Als Vorbereitung auf die Universität wurden selbstverständlich eine Menge guter Lehren mitgegeben, vor allem die Mahnung, keiner studentischen Verbindung beizutreten. So gross waren damals die Vorurteile gegen das Korpswesen. Die Reise nach der Universitätsstadt wurde in drei Tagen zu Fuss zurückgelegt, und zwar in Gesellschaft zweier Reisegefährten. Das Ränzchen auf dem Rücken, den Stock in der Faust, rückte ich in der Hauptstadt ein. Bewundernd starrte ich die Bauten an, die Residenz, die Glyptothek, die Kirchen, die Paläste. Wie vieles, was München heute ziert, bestand damals noch nicht, oder war erst im Bau begriffen, keine Propyläen, kein Siegesthor, keine Feldherrnhalle! Gleich hinter dem Bibliothekgebäude endigte die Ludwigstrasse; die Universität hatte ihren Sitz in dem alten Akademiegebäude gegenüber dem Pschorrbräuhaus, die Bonifaziuskirche, die Auerkirche, das Austellungsgebäude existierten noch nicht, und wie klein und fast ärmlich sahen erst die Privatbauten aus! Wo jetzt ganze Stadtviertel mit palastähnlichen Wohnhäusern stehen, lagen damals noch Wiesen mit der freien Aussicht ins Gebirge. In den ersten Tagen nach meiner Ankunft besuchte ich die Kunstschätze und sodann die Hörsäle, sobald die Vorlesungen begonnen hatten. Besonders waren es Görres und Schubert, die mich anzogen. Ersterer durch seine gewaltige, hinreissende Sprache in seinen Geschichtsvorträgen, letzterer, der eben von einer Reise aus dem Orient zurückgekehrt war, durch seine lebensvollen Naturschilderungen. Ich war aber ein sehr schüchterner Kleinstädter, die Universitäts-Professoren erschienen mir, besonders im Vergleich zu den Lehrern in Kempten als Wesen höherer Art, fast unnahbar. Dieses schüchterne, unbeholfene Wesen wurde mir selbst bald unerträglich, ich fühlte mich unter den Universitätsstudenten wie ein Kind. Besonders als einer der Bekannten von

Kempten her, der Sohn des dortigen Rektors, mich mit Band und farbiger Mütze begrüsste, und als gar die alten Burschenlieder durch den Saal brausten, da war es um mich geschehen. Ebenfalls einer Verbindung anzugehören schien mir der richtige Weg zu männlicherem Auftreten und stolzerem Selbstbewusstsein.

Und als ich gar einmal die Kneipe der Schwaben besuchte und die älteren Korpsburschen vom Komment und Mensuren sprechen hörte, da hielt es mich nicht länger, ich vergass der elterlichen Mahnungen und trat der Verbindung Suevia bei. Da ich bald Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen zeigte und grossen Eifer bewies, so ward ich in kurzer Zeit beliebt.

Mein Ehrgeiz fand volle Befriedigung, auch meine Körperkräfte nahmen zu, die Arme bekamen Muskulatur und das Aussehen wurde männlicher und reifer. Der Fechtboden sah mich von nun an öfters als der Hörsaal. Zuhause war der Empfang weniger erfreulich. Dass ich trotz meines Versprechens doch einer Verbindung beigetreten war, nahm man für Haltlosigkeit und Schwäche; ich durfte mich während der Ferien nicht mit der Auszeichnung sehen lassen. Dafür gab es andere Vergnügungen, wir probierten ein neues, auch zum Segeln eingerichtetes Schiff und feierten das Jubiläum Bartls, unseres treuen Rattenfängers. Mit grösserem Ernst wurde im folgenden Wintersemester das Studium der Medizin, das ich auf den Wunsch des Vaters gewählt hatte, begonnen, und der bewährte Hausarzt wurde mir als Vorbild angewiesen. Allerdings zog noch sehr oft die Liebe zur Dichtkunst von Anatomie und Therapie ab, ein Landsmann hatte mich mit Heine's Buch der Lieder bekannt gemacht; gegen ein Exemplar derselben wurden die Logarithmen-Tabellen ausgetauscht, auch teilte ich die Entdeckung meinen Freunden Brinz und Katterle mit, und wir schwärmten nunmehr für Heine. Platen, den wir seither hoch verehrt hatten, wurde ungerechterweise hintangesetzt und neben unserm Liebling

nur noch Goethe geduldet. Ein älterer Mediziner, der bereits Praxis ausübte und meine medizinischen Studien freilich etwas einseitig und zu sehr literarisch leitete, machte mich bald darauf mit den Schriften des Paracelsus bekannt.

Dadurch, und durch den Faust angeregt, geriet ich auf den Gedanken, den Erfinder des Schiesspulvers, den Alchymisten Berthold Schwarz, zum Gegenstand eines Dramas zu machen.

Das grosse Zerstörungsmittel hatte im verflossenen Jahre einen schrecklichen Triumph gefeiert, ein Artillerist in München hatte aus Rache den Pulverturm in die Luft gesprengt, wodurch die anliegenden Stadtteile beschädigt und in Schrecken gesetzt worden waren. Als weiteres Moment für das Drama kam die Erinnerung an die von den Bürgern Lindaus zerstörte Ruckburg hinzu.

Der Faust wirkte insofern mit, als der Held meiner Tragödie durch seine Erfindung eine weltgeschichtliche That vollbrachte. Es that mir immer leid, dass im ersten Teile des Faust dessen ganzer Wirkungskreis sich auf die Verführung Gretchens beschränkt.

In meinem Berthold Schwarz wollte ich Elementen, wie sie im Faust lagen, eine geschichtliche Sphäre eröffnen, der titanenhafte Kampf mit den Geistern der Natur sollte in der weltbewegenden Erfindung sich äussernd zur Geltung kommen. Da ich nun einmal so in die revolutionäre Gedankenrichtung gekommen war, und auch die Strömung in Literatur und Politik der vierziger Jahre dahin trieb, so stieg alsbald auch die Gestalt des Catilina vor mir auf. Den Salustius hatten wir schon auf dem Gymnasium ausserhalb der Schule gelesen, und mit Begierde in uns aufgenommen. Aber auch dieser Versuch blieb in einzelnen Szenen und Monologen noch liegen, überhaupt hatte ich keinen Begriff von Regeln, nach denen ein Drama gebaut wird, und von nirgendsher eine Anleitung. Ich war ganz auf mich selbst angewiesen. Das Theater in Kempten war keine Schule für

mich und meine ästhetischen Bedürfnisse gewesen, und die Eintrittspreise ins Hoftheater zu München gönnten dem Kandidaten der Medizin nicht oft, sich zum Dramatiker heranzubilden. So sehr nun auch durch solche Abschweife das Studium unterbrochen wurde, so fiel doch das Resultat am Ende des zweiten Semesters 1839 so günstig aus, dass eine italienische Reise bewilligt wurde. Nicht wenig zu dieser Erlaubnis hatte der Umstand beigetragen, dass Freund Brinz im verflossenen Jahre eine Reise nach Venedig unternommen und viel davon bei uns erzählt hatte. Jedesmal, wenn Brinz bei seinen Grosseltern in Weiler die Ferien zubrachte, war damit ein Abstecher nach Lindau verbunden. Die landschaftliche Umgebung Kemptens bildet von der Lindaus einen auffallenden Unterschied, dort Rauhheit, Waldung und felsiges Flussthal, hier blaues Seegewoge und liebliches Gelände mit Obstbau und Reben. An einem milden Ferien-Herbsttage war es, dass ich den Freund in einem Einspänner, selbst kutschierend, über die Höhen nach Weiler begleitete und ihm von Goethes Faust die ersten Mitteilungen machte. Ich kannte viel von der Tragödie auswendig und deklamierte während dieser Bergfahrt die schönsten Stellen. Dieser hinwieder schilderte Venedig, malte seine Fusstour über den Apennin und liess das himmlische Florenz vor meiner Phantasie erstehen. Nun war es dahin gekommen, dass ich Revanche geben und auch von fernen Ländern erzählen konnte. Mit zwei Kameraden, einem Sachsen und einem Rheinländer, wurde die Reise begonnen, über die Voralpen, dann nach Tirol, über den Brenner nach Brixen und Bozen. Hier wehte uns zum erstenmal südliche Luft entgegen, die Berge glänzten in ganz anderem duftigen Blau, und erst der Gardasee! Heutzutage, wenn man mit der Bahn auf die Höhe Nago gelangt, hat man keine Vorstellung mehr von dem Zauber, den dem Fussreisenden der erste Blick auf diesen schönsten der oberitalischen Seen darbietet; überraschend und entzückend! Entgegen kamen uns

den Bergweg herauf ein sehr hübsches Mädchen auf einem Esel und nebenherschreitend ein Franziskanermönch, das war ein passendes Bild für unseren Eintritt in das gepriesene Land der Kunst und Lebensfreude. Die ungewohnte Hitze setzte uns sehr zu, mehr noch der Wein, schon am ersten Abend gab es Streit. Die Folge davon war, dass meine beiden Gefährten sich auf Schläger forderten, am folgenden Tag wurde die Forderung auf krumme Säbel verschärft, am dritten sogar auf Pistolen.

Endlich sahen die Streithähne doch ein, dass man so nicht weiter reisen könne, und durch meine Vermittlung wurde ein Waffenstillstand, ein Comment suspendu angenommen, der bis zur Beendigung der Reise dauern sollte, nachher aber in infinitum verlängert wurde. Von Riva aus fuhren wir in einem Segelschiffe (Dampfsboote gab es damals auf dem Gardasee noch nicht) an das südliche Ende des Sees und pilgerten zu Fuss weiter nach Trient und Verona. Von da nahm uns ein Vetturin um billigen Preis mit nach Mailand. Von Mailand nach Monza führte die damals erste Eisenbahn Italiens; man wurde in den Wagen, heutzutage würden es Viehwagen sein, stehend befördert, und so gelangten wir in das Heiligtum, in dem die eiserne Krone verwahrt wird. Mailand gefiel uns überaus, o wie bewunderten wir alles, den Dom, die Paläste, die Gallerieen! Der Kaufmann aus Lindau, an den wir Empfehlungsbriefe hatten, und der sich uns zum Führer anbot, fand Gelegenheit genug, über uns jugendliche Enthusiasten zu lächeln. In einem Café, dass wir mit ihm besuchten, traten zwei junge Damen, weiss gekleidet, schwarz umgürtet, ein; ihr Violinspiel zitterte durch die Totenstille des Saales und rief einen Jubel begeisterten Beifalls hervor. Es waren die Schwestern Millanollo in der ersten Zeit ihrer glänzenden Laufbahn. Ungern trennten wir uns von Mailand. Nach wenigen Tagen unserer Weiterreise erblickten wir von einer Anhöhe über Genua das Meer. Ecco il mare, rief uns der Vetturino zu, und wir

hörten es rauschen, hörten, wie die Brandung ans Ufer schlug. Jeden Tag fuhren wir mit Niccolo, unserem Barkenführer, hinaus an den Leuchtturm, in die Grotten und Gärten am Ufer. Aus den Wogen grüsste der heimatliche See, die stolzen Kriegsschiffe im Hafen weckten einen eigenen Stolz, den Stolz des Menschen gegenüber den elementarischen Mächten in der Natur. „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch" rezitierten wir. Ja, dieser alte Chorgesang schien uns entgegen zu tönen, und er fand unter dem sternbesäten Nachthimmel über unseren heissen Köpfen ein Echo in unserer Brust. Von dem Fenster unseres Gasthofes hatten wir die Aussicht in den Hafen und auf den Bagno, wir sahen die Galeerensträflinge bei ihrer Arbeit und auf dem Verdeck schlafend in der Sonne. Darüber entstand das Gedicht „Im Hafen von Genua". Abends hörten wir das melancholische Lied eines erblindeten Matrosen, der in einer Barke um das Kriegsschiff fuhr, auf dem er jahrelang gedient hatte und dem er jetzt seinen musikalischen Segen zur Weiterfahrt mitgab.

„Ich fuhr mein halbes Leben lang
Mit auf dem Schiff in Sturm und Streit,
Jetzt geb' mein Lied, mein Saitenklang
Ihm Segen noch und gut Geleit."

„Bald um mich Alten weint mein Kind,
Drückt mir die blinden Augen zu;
Fahr wohl, mein Schiff; bei gutem Wind,
Und in der schönen Sonne du!"

Die Tage in Genua mit ihren Freuden gingen ihrem Ende entgegen, und wie wir mit Schrecken gewahrten, auch das Reisegeld. Nun galt es, die Tagemärsche zu verlängern, einmal auch die Nacht zu Hilfe zu nehmen. Sehr ermüdet sanken wir einst vor der Schwelle eines Gasthauses in der Morgenfrühe nieder, ein andermal, es war in der Gegend von Alessandria, nahm uns ein Bauer gegen geringe Bezahlung auf seinem Karren einige Stunden weit mit. Er lud uns in einem Wirtshaus an der Landstrasse ab, dort assen und

tranken wir in der grossen Bauernstube bis gegen 10 Uhr. Als wir zu Bett verlangten, kam ein Knecht mit einer Laterne und lud uns ein, ihm zu folgen. Wir gingen mit ihm schlaftrunken vor das Haus und feldein bis an den Rand eines Waldes, wo uns ein grosses Gehöft aufnahm. Wir stiegen eine Treppe hinauf und traten abermals in eine grosse Stube, die nur ein Bett für uns alle drei enthielt. Die Thür zu verschliessen, war keine Vorrichtung da, und kaum hatten wir uns niedergelegt und waren im ersten Schlaf, als uns ein mächtiges Gepolter weckte, die Thüre sprang auf, und herein traten sechs bis acht mächtige Gestalten mit gebräunten Gesichtern und schwarzen Bärten und versicherten uns, als wir erschrocken auffuhren, wir könnten ganz ruhig sein, sie seien keine Räuber, sondern die Knechte des Hauses und schliefen in der Nebenkammer. Furchtlos überliessen wir uns wieder der Ruhe und machten uns am folgenden Morgen wohl und munter wieder auf den Weg, aber weiter als bis zum Lago Maggiore reichte der nervus rerum nicht mehr. In Locarno blieben wir über Nacht und sahen mit Schrecken die wohlbesetzte Tafel, die wir des andern Tages auf unserer Rechnung finden würden. Ein launiges Intermezzo schien unserer Bedrängnis noch zu spotten; wir besuchten abends die Statue des heiligen Borromaeus, die auf einer Anhöhe über der Stadt eine hübsche Aussicht nach dem See bietet. Trotz aller Abmahnung, zu sparen, liess sich einer der Reisegefährten nicht abhalten, die Treppe im Innern der Statue zu besteigen, um von deren Kopf aus Rundschau über die Gegend zu halten. Wir anderen beiden gingen weiter. Plötzlich hörten wir ein Jammerrufen um Hilfe. Der Italiener hatte die Leiter weggezogen und wollte unseren Gefährten nicht herunter lassen, eh' er nicht fünf Franken bezahlt hätte. Wir lösten ihn aus, und damit war unsere Barschaft erschöpft. Der Gastwirt, dem wir uns offenbarten, und der aus unseren Pässen ersah, dass wir guter Leute Kinder seien, nahm eine silberne Uhr als Ver-

satzstück an und streckte uns überdies noch eine kleine Summe zur Weiterreise vor. Auf dem Splügen trafen wir unsern Lindauer Kaufmann aus Mailand, hatten aber nicht den Mut, ihn um ein Darlehen anzugehen. So kamen wir bis Chur, dort sassen wir abermals auf und hatten keinen Batzen mehr in der Tasche, als wir — o Glück! im Fremdenbuch lasen, dass unser Mailänder Freund im gleichen Gasthof abgestiegen war.

Nun war aller Not abgeholfen, und mit neuem Mut setzten wir unsere letzten Tagereisen nach der Heimat fort, die wir auch nach siebenundzwanzigstündiger Wanderung spät und in schöner mondheller Septembernacht erreichten. Zuhause war alles in tiefster Ruhe, auf unser Wecken sammelten sich die Meinen um den Familientisch und wir mussten erzählen.

Endlich tret ich vor die Schwelle,
Läute noch in später Nacht,
Eilig wird im Haus es helle,
Bald ist alles aufgewacht.

Welch ein Jubel, welche Wonne!
Heimgekommen ist der Sohn,
Brauner von des Südens Sonne
Findet mich die Mutter schon.

Um jene Zeit, im nächstfolgenden Studienjahre war es, dass mir die Grösse Shakespeares wie ein neuer Stern aufging und die mächtigste Revolution in meinen Innern hervorbrachte. Ein Jahr vorher hatte ich den Hamlet gelesen, ohne dass diese Tragödie eine solche Wirkung auf mich gehabt hätte, jetzt aber lebte alles anders in mir auf, eine neue Welt, die Welt der Leidenschaft erschloss sich vor mir mit ihren furchtbaren Gebieten, und damit war die Idylle der Unschuld verloren gegangen, ich lernte einsehen, dass es einer Reife, einer höheren Lebensstufe bedürfe, um zum Verständnis dieses grössten aller Dichter zu gelangen, einer Erfahrung und Umwälzung, die allein zur Einsicht in seine

Dichtungen fähig machen konnte. Dass damit all mein poetisches Schaffen beeinflusst und gelenkt wurde, versteht sich von selbst, und gerade der Catilina war es, dessen Bearbeitung Förderung erfuhr. Die Römertragödien wurden mein Vorbild.

Damals lernte ich auch ein junges und armes Mädchen kennen, die den schönen Namen Seraphine führte und nach Jahren und vielen Kämpfen meine Gattin wurde. Nicht nur ihr Name war eine Romantik, sie war ein echtes Kind der Berge, einige Schritte über der Thüre ihres Heimathauses blühten die Alpenrosen. Ihr Vater, ein geborner Füss'ner, war französischer Grenadier in Spanien und in Russland gewesen und als ein Verschollener heimgekommen. Als es ihm gelungen war, seine Identität nachzuweisen, erhielt er einen kleinen Dienst als Aufseher über den städtischen Forst; ich lernte seine Tochter in München kennen, wir gelobten uns Treue, ein Versprechen, das freilich erst nach Jahren und einer Reihe von Schicksalsfällen gelöst werden konnte.

Inzwischen hatte die italienische Reise die Wanderlust geweckt und so führte mich bereits im Herbst 1840 eine zweite Tour nach Stuttgart und an den Rhein. In Ludwigsburg war ein Onkel von mir württembergischer Major, und ich ward von ihm zu den Manövern und den Feuerwerken eingeladen, welche König Wilhelm von Württemberg jährlich als Manöverschluss abbrennen lies, und hatte Gelegenheit, die militärischen Übungen und Festlichkeiten mit anzusehen. Ich benützte die Gelegenheit, eine Pilgerfahrt nach Marbach zu Schillers Geburtshaus zu machen, auch den Hohenasperg und des unglücklichen Schubart Gefängnis zu besuchen. Nach Stuttgart schleppte ich schon ein ansehnliches Päckchen Gedichte mit; die Hoffnung aber, mit einer der literarischen Grössen dort bekannt zu werden, schlug gänzlich fehl; ich brachte meine Gedichte, von niemandem gelesen, unversehrt über den Rheinfall nach Hause zurück.

Ebenso scheiterte eine poetische Einsendung, die ich mit einem ebenfalls dichtenden Freunde an die damals von Lewald redigierte „Europa“ machte. Über Strassburg und Schaffhausen kehrte ich an den Bodensee zurück. So richtig wie damals in Italien hatte ich auch diesmal Tabula rasa gemacht, mein Barschaft betrug, als ich in Lindau ans Land stieg, noch ein paar Kupferpfennige. In Gottlieben unterhalb Arenenberg, wo ich übernachtet hatte, vernahm ich von Schweizer Bürgern allerlei Urteile über Louis Napoleon, die damals nach dem Strassburger Putsch nicht sehr günstig für den nachmaligen Kaiser lauteten. „Er isch ä dumme Kerle“ hiess es. Doch spürte man ihn bald, sein Auftreten war von Bedeutung. Die politischen Constellationen nahmen seit der Beisetzung Napoleons I. im Invalidendom eine immer drohendere Miene an. Das Becker'sche Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben“, die religiösen Streitfragen in Preussen u. a. hielten überall die Gemüter in grosser Aufregung, namentlich auch in München, wo heftig über die gemischten Ehen debattirt wurde, und die Partei, die damals die herrschende war, alles aufbot, um für ihre Sache Propaganda zu machen. Bald erschienen auch Herwehgs „Gedichte eines Lebendigen“, und wir drei Studenten, die wir fruchtlos die Erstlinge unserer Muse an die „Europa“ geschickt hatten, waren sehr verblüfft, als wir in dieser Zeitschrift den Ruhm des neuen Gestirnes verkündigt hörten; entmutigt aber waren wir durchaus nicht, wir blieben bei H. Heine, und liessen uns durch den Triumphzug des „Lebendigen“ nach Berlin nicht einschüchtern. Bei aller Anerkennung seines grossen Talentes und der Gewalt seiner prächtigen Verse, wagten wir es dennoch, die poetische Kraft in ihre Bestandteile zu zerlegen, auf Platen, Béranger, Karl Beck zurückzuführen und für unsere Talente neue Hoffnung zu schöpfen. Über alledem stand jedoch der Hinweis auf die Notwendigkeit, das Berufsstudium mit allem Ernst zu betreiben. Da brachte der Sommer des Jahres 1841 die grösste und traurigste

Katastrophe über unsere Familie, mein Vater starb infolge einer Entzündung, die er sich bei einer Tagfahrt durch Erkältung zugezogen hatte. Auf die erste Nachricht von seiner schweren Erkrankung nahm ich sogleich Platz im Eilwagen bis Lindau, die Fahrt dauerte damals 24 Stunden. Ich war in einer furchtbaren Aufregung. Ich ahnte wohl, dass ich ihn nicht mehr sehen würde. Nach Mitternacht stieg ein Reisender in den Wagen, und ich erstarrte schier, als ich in ihm das Ebenbild meines Vaters zu sehen glaubte, die Ähnlichkeit war erschreckend gross. Nach kurzer Mitfahrt verliess der geheimnisvolle Passagier den Wagen. In einer der letzten Stationen vor Lindau stürzte ich auf den Posthalter zu: „wie geht es meinem Vater?“ ach, armer junger Mann, sagte dieser, Ihr Vater ist gestern begraben worden. In Lindau angekommen, eilte ich nach Hause und traf alles in Schluchzen und Thränen. Unsere Trauer wurde nur dadurch einigermassen gemildert, als wir erst jetzt recht erfuhren, welcher allgemeinen und wahren Achtung der Hingeschiedene bei seinen Mitbürgern genoss, der aus dem Volke hervorgegangen, streng rechtlich, sich seiner Klienten stets uneigennützig und erfolgreich angenommen hatte. — Der Stand der Advokaten war damals, da von ihm aus die meisten und rührigsten Mitglieder der Opposition in den Ständekammern der konstitutionellen Staaten Süddeutschlands hervorgegangen, bei den Regierungen nicht sonderlich gut angeschrieben, ein Umstand, der wohl hauptsächlich meinen Vater bewegen mochte, mich zum Studium der Medizin zu veranlassen. Nach seinem Tode wurde der schöne Rebgarten, Pferd und Chaise verkauft und das Landgut in Pacht gegeben. Meine Mutter zog mit mir und meinem jüngsten Bruder nach München. Ein kleines Vermögen, eine noch kleinere Pension und drei Söhne, die eben in den Jahren standen, wo ihre Ausbildung die meisten Kosten verursachte, waren Gegenstand nicht geringer Sorge für die Wittwe. Es galt nun manches Versäumte nachzuholen, und mit allem

Eifer das sogenannte Fachstudium zu betreiben. Nebenbei wurde mir die Philosophie Trösterin. Die einzige Erholung nämlich, die ich mir gönnen durfte, war, hie und da eine Zeitschrift zur Hand zu nehmen. — Die Hallischen Jahrbücher, die durch ihre geistreichen, tiefeingreifenden Aufsätze voranleuchteten, führten mich zu wenigstens einigem Verständnis der Hegel'schen Philosophie, welche, wie ich bald einsah, auch für meine medizinische Ausbildung von Nutzen war. Ich lernte die Dinge in einem höheren Zusammenhange auffassen, dem Rätsel der Welt kühner ins Auge schauen und über den Materialismus meines Berufes, der oft gar zu abstossend wirkte, mich erheben. In erster Reihe war es die Geschichte der Medizin und Seelenheilkunde, zu deren Studium ich mich hingezogen fühlte, und hätte damals eine Aussicht bestanden, auf eines der speziellen Fächer ein Fortkommen zu begründen, meine ganze Zukunft würde höchstwahrscheinlich eine andere Richtung genommen haben. Doch fielen einige Gedichte, wie „der schwarze Tod", „die Tanzwut", als poetische Früchte vom Baume der Erkenntnis.

Meine Mutter hatte mit zwei Schwestern, ihrem Bruder, nebst meinem jüngsten Bruder Wohnung in der Veterinärstrasse genommen, ganz nahe bei der Universität und dem englischen Garten. Ich hatte nahezu eine Stunde weit in die Klinik zu gehen, war aber ein fleissiger Besucher und Hörer der Vorträge am Krankenbett. Ein Bild aus jener Zeit ist mir noch erinnerlich, weil es mich damals sehr fesselte. Auf unserer Abteilung lag eine junge bildhübsche Wöchnerin, man hatte neben ihr Krankenbett die Wiege ihres Neugeborenen gestellt und mit einem grünen Schleier umgeben. Es war rührend, die liebende Sorgfalt der jungen Mutter zu beobachten, die selbst leidend alle Aufmerksamkeit dem kleinen Wesen neben ihr zuwandte. An manchem Tage, wenn es ein recht schöner Wintermorgen war, riss ich dennoch aus und schweifte an der Isar umher den blauen

Bergen zu, nicht ohne hie und da auch ein Gedicht heimzubringen. Mit einem Kollegen, der gleichfalls eines Anspornes bedurfte, vereinigte ich mich zu gemeinsamem Studium in meiner Wohnung, was für uns beide höchst erspriesslich war. Es wurde tüchtig gebüffelt, wie es in der Studentensprache heisst, und wir brachten es soweit, dass wir in den ersten Märztagen unsere Prüfung bestehen konnten, worauf dann einige Wochen darnach die Promotion erfolgte. Den Abend verschönerte zur besonderen Freude meiner Mutter, die einen Herzenswunsch erfüllt sah, ein solenner Doktorschmaus mit einigen Freunden. Wie vorgeschrieben war, hatte ich auch eine Dissertation verfasst, die etwas abweichend von der üblichen Art stark von dem Studium der Hegelschen Philosophie beeinflusst war und den Titel trug: „Über den Zusammenhang einer Geschichte der Medizin und einer Geschichte der Krankheiten." Ich stellte darin die Thesis auf, dass die Krankheiten des Menschengeschlechtes, und besonders Epidemieen im Laufe der Zeit Umwandlungen erfahren, beeinflusst durch Klima, kulturelle Vorgänge, Kriege, Entdeckungen u. s. w., und dass diese Umwandlungen von Einfluss auf die Theorieen seien, nach denen die Naturbeobachtung die Heilmittellehre bestimme. Damit war die öffentliche Gesundheitspflege berührt, die im Laufe der Zeit zu so hohem Ansehen und so grosser Wirksamkeit gelangt ist. Meine Kühnheit ging soweit, in einzelnen Sätzen meiner Dissertation an die Darwinische Theorie zu streifen, die damals noch wenig bekannt war.

Nach der Promotion begann das sogenannte biennium practicum, das bei einem praktischen Arzte, oder als Assistenzarzt an einem grösseren Krankenhause durchzumachen war, ehe man das Staatsexamen antrat. In Freiburg i. Br. hatte Professor Baumgärtner einen bedeutenden Ruf als Pathologe, auch docierte Strohmeier an der chirurgischen Klinik. Baumgärtner hatte sich die Aufgabe gestellt,

zur leichteren Herstellung der Diagnose Patienten porträtieren zu lassen, die durch charakteristischen, von der Krankheit hervorgebrachten Ausdruck in Blick und Gesichtszügen ein besonders deutliches Krankheitsbild darzustellen geeignet waren. Ich ging also nach Freiburg. Mein Weg führte mich über Tübingen. Da war gerade zwei Tage vorher Hölderlin gestorben, ich stand an dem frisch aufgeworfenen Hügel des Dichters, der mich damals vor allen anderen anzog. Noch während des Studium für das Examen mit meinem obenerwähnten Freunde hatte ich oft über Hölderlin mit einem Enthusiasmus gesprochen, die dieser in vollem Maasse teilte. Exemplare von Hölderlins Gedichten waren damals sehr selten, ich hatte eines bei einem Antiquar erworben und zeigte es triumphierend meinem Freunde, und siehe da, er erkannte es als dasselbe, das er vor längerer Zeit in höchster Not an den Antiquar hatte ablassen müssen. Dass ich es ihm zurückgab, versteht sich, und nicht lange stand es an, so veranstaltete die Cottasche Buchhandlung eine neue Auflage der gesammten Werke von Hölderlin, eine wertvolle, ja notwendige Bereicherung der deutschen Literatur.

Für das Wintersemester war Berlin ausersehen. An einem schönen Herbsttage fuhr ich den Rhein hinab. Zum erstenmal sah ich den Loreleyfels, Rolandseck, die niedlichen Städte mit den spitzen Giebeln und Türmen, an Felsen angelehnt. Die ganze Romantik des Rheinstromes lag in Nebelduft, übergoldet von der milden Herbstsonne da.

Von Düsseldorf, wo im Hofgarten der Wind bereits mit den falben Blättern sein Spiel trieb, fuhr man damals noch in der Postkutsche durch den Teutoburger Wald über Minden und Münster nach Braunschweig, von wo aus die Eisenbahn mich in unbedecktem Wagen Berlin zuführte. Die zukünftige Reichshauptstadt imponirte mir sehr, sie trug schon damals ein grossstädtisches Gepräge, mehr als München, der Geist Friedrichs des Grossen wehte einem überall entgegen, in den Bauten, die zopfig aber grandios waren, und in den Erzäh-

lungen, die von dem grossen König fortlebten. Das alte Schloss an der Spree mahnte nordisch wie eine Szene aus Hamlet. Die Umgebung von Berlin im lauen Spätherbst, wo Segelschiffe auf dem Flusse schwammen, erinnerte ein wenig an den heimatlichen Bodensee. Literarische Beziehungen fand ich keine, obwohl ich in demselben Hause mit Theodor Mundt wohnte, dessen Gattin, die damals berühmte und viel gelesene Schriftstellerin Luise Mühlbach war. Wir Münchner kamen in einem Lokal unter den Linden öfters mit einigen Norwegern zusammen, ein Bekannter unseres Kreises wollte mich mit Bettina von Arnim bekannt machen, da er Zutritt zu ihrem Hause hatte; es kam aber nicht dazu. Dafür ward mir ein anderes, ein besonderes Glück gegönnt: ich wohnte der ersten öffentlichen Aufführung des „Sommernachtstraumes“ bei, den Mendelssohn selbst dirigierte. — Fleissig besuchte ich die Kliniken. Schönlein, die damals berühmteste Autorität, interessierte nicht nur seiner Lehrthätigkeit wegen, sondern auch wegen seiner nahen Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. In den Hörsälen erzählte man sich, wenn ein Vortrag ausfiel, der verehrte Lehrer habe mit dem König bis in die späte Nacht als Leibarzt und guter Gesellschafter gezecht. Besonders gefiel uns Bayern an ihm, dass er die durch Schnapssucht vom Delirium Befallenen mit Bier kurierte. Er liess die Patienten, um ihnen nicht plötzlich das alkoholische Getränk zu entziehen, was üble Folgen gehabt hätte, mit dem milderen, weniger berauschenden Getränke zur allmählichen Abstinenz und Genesung bringen. Von Dieffenbach weiss ich noch, dass er einst im Kolleg äusserte, er bedauere, nicht ein Zeitgenosse von Lord Byron gewesen zu sein, er würde den grossen Dichter von seinem Klumpfuss, der ihm so sehr das Leben verbitterte, geheilt haben. Das hob den grossen Chirurgen sehr in Achtung und Sympathie. Er war übrigens nicht nur ein grosser Chirurg, sondern auch ein grosser Sportsmann von nicht geringer Qualität, sein Vorzimmer war geschmückt mit Waffen und Abbildungen von

Pferden und Wettrennen. — Über Dresden reiste ich nach Prag, das ich zur Vervollständigung meiner medizinischen Ausbildung noch besuchen wollte. Bald nachdem wir die böhmische Grenze hinter uns hatten, trat so heftiger Schneefall ein, dass der Postwagen stecken blieb und alles auf Schlitten umgeladen werden musste. In der Zwischenzeit, während wir Passagiere, in unsere Mäntel eingehüllt, tüchtig froren, erzählte ein Mitreisender folgendes: „Wenn es Tag wäre, meine Herren, so würden Sie von hier ein Schloss erblicken, auf welchem sich vor Jahren ein schreckliches Ereignis zugetragen hat. Dieses Schloss bewohnte ein Graf, der um einen sehr wertvollen Schmuck bestohlen wurde. Sein Verdacht fiel auf einen seiner Kammerdiener, da jedoch nichts aus dem herauszubringen war, so verfiel der Schlossherr auf den Gedanken, von dem Ortsgeistlichen durch Verrat des Beichtgeheimnisses den Thäter zu erfahren. Es gelang ihm, nicht durch Bestechung, wohl aber durch Androhung mit der Waffe. Der Geistliche entdeckte ihm den Dieb, nachdem er vorher von dem Grafen bei seinem Ehrenwort die Zusicherung erhalten hatte, dass der Kammerdiener begnadigt werde. Der Herr aber hielt sein Wort nicht, sondern liess den Schuldigen kurzweg aufhängen. In einer der folgenden Nächte heftete der Pfarrer das gräfliche Wappen an den Galgen. Der Graf erfuhr es, geriet darüber in Wut und schoss den Geislichen während der Messe am Altar tot nieder."

In aller Morgenfrühe kamen wir in Prag an, in dem schönen altertümlichen Prag, das mich so sehr entzückte.

Es war eben Osterzeit, der Frühling machte sich schon recht bemerkbar und liess die reizende Umgebung der Stadt in sehnsuchtweckendem Glanz erscheinen. Weit mehr als in Leipzig schien mir hier der Dr. Faust aufzuleben mit allem Zauberspuk und mit den Geistern der Luft und über den Wassern.

In einer der Strassen begegnete ich meinem Doppelgänger.

Ein junger Mann von gleichem Alter ging an mir vorüber, und die Ähnlichkeit zwischen mir und ihm war so gross, dass wir uns erst ganz erstaunt ansahen und still standen, dann uns im Weitergehen noch einmal umschauten und freundlich zulachten.

Es reute mich nachher, dass ich ihn nicht angesprochen. — Ich besuchte Kliniken bei Obtholzer und war einstmals Zeuge einer netten Äusserung des Professors. Bei einer Demonstration am Krankenbett neigten sich zwei Zuhörer von rechts und links zugleich über dem Krankenbette rasch gegen einander vor und stiessen ihre Köpfe heftig zusammen.

„Was für ein Landsmann sind Sie?“ frug der Professor den einen. „Ein Bayer,“ war die Antwort. — „Und Sie?“ den andern, „ein Böhme.“ „O, dann hat es nichts auf sich,“ rief Obtholzer — „diese Schädel sind oft schon zusammengestossen, beide sind hart.“

Über Eger und Regensburg kehrte ich nach München zurück. Wie schlug mir das Herz, als ich nach längerer Zeit wieder die Berge mit ihren beschneiten Gipfeln am fernen blauen Horizont auftauchen sah! Eine kleine Trauer umschattete meine Zurückkunft. In unsere Wohnung kam öfters ein kleines armes Mädchen aus der Nachbarschaft, das von meiner Mutter besonders geliebt wurde. Vielleicht erinnerte es sie an die eigene früh verstorbene Tochter. Es hatte dunkelbraune Augen und goldblondes Haar und war von grosser Anmut und liebenswürdigem Benehmen. Es versprach, eine Schönheit zu werden. Nun sagte am Morgen nach meiner Heimkehr die Mutter zu mir: „Denke dir nur, die kleine Agnes, das holde Kind, ist gestorben.“ Das war mir sehr leid, aber auch bald vergessen. Ich weiss nicht mehr, wer ihre Eltern waren und nicht, wo sie wohnte; und wie oft erfreute mich ihr Anblick, ihr kindliches Reden! So zerfliesst alles in das nichtige Gewesensein!

Ihr gehören die Verse:

Du bittest, Kind! o spiel mit mir;
Wie gern hör' ich dich schmeicheln!
Ich will nur deine Locken dir,
Die sanften Locken streicheln.

Spielt einst die Welt, die kalt verletzt,
Mit deinen Herzensklagen,
Dann weisst du, was ich fühle jetzt
Und nicht vermag zu sagen.

Ich nehme nun Abschied von den Tagen der ersten Jugend und gehe zur Beschreibung jener Zeit über, die strengere Aufgaben im thätigen Verkehr mit der Welt und die grössere Pflicht des Mannesalters auferlegte.

Das Leben erscheint mir wie ein Gedicht, wer es recht erkennt, sieht darin ein Kunstwerk, das eine höhere Hand fügt, wie sie es macht, wissen wir nicht, obwohl wir darin die grösste Mitarbeiterschaft selbst sind.

König Maximilian II., der seit 1848 den Thron bestiegen hatte, widmete sein Augenmerk besonders der Wissenschaft. So entstand bald nach seinem Regierungsantritt nach dem Vorbild anderer grosser Städte eine Poliklinik in München, ein Bedürfnis für Publikum wie für Studierende. Die Leitung derselben wurde dem Professor Schneemann übertragen, einem Manne, der anfangs der dreissiger Jahre an den politischen Bewegungen teilgenommen hatte, und dafür in Festungshaft wie Fritz Reuter und andere vorzügliche Männer aus jener Zeit der Reaktion und des Metternichschen Einflusses über Süddeutschland hatte büssen müssen. Nun kam auch er zu Ehren und zu einem Wirkungskreise, den er höchst erspriesslich und fördernd ausfüllte.

In dieses neue Institut trat ich als Praktikant ein; mein Bezirk zur Ausübung der ärztlichen Praxis war das Revier in und um Schwabing, die sogenannte Georgenschwaige, Türkenstrasse, Kasernenstrasse u. s. w.

Ich fing an, mehr Freude an meinem ärztlichen Berufe zu finden, je mehr ich dabei an Geschick und Erfahrung

gewann. Die Poesie wurde dabei nicht vernachlässigt, der Gott der Arzneikunde war ja bei den Alten auch der der Dichtkunst, und so entstand manch grössere Arbeit, an welcher vorhergegangenes Studium in ästhetischer Richtung sowohl als in naturhistorischer Anteil hatte.

So schrieb ich die Gedichte „Siegesgesang der Griechen bei Salamis, Weltumsegler, Nomadenzug u. a." —

Zu Platen führte mich damals wieder einer seiner begeisterten Anhänger, ein Kollege, der gleich mir Praktikant an der Poliklinik war. Wir hatten täglich in der Mittagsstunde bei Schneemann unseren Rapport zu erstatten, den Bericht über neu aufgenommene Kranke und über unsere Behandlung. In schwierigen Fällen fuhr der Professor mit dem Einen oder dem Andern zu den Patienten selbst und erörterte seine Ansichten über die Krankheit und Heilmethode.

War diese Dienstzeit vorüber, so pflegten wir wohl auch im Utzschneidergärtchen bei einem Glas Bier Anderes zu besprechen, Versmaasse und auszuführende Themata wurden behandelt. Der erwähnte Freund und Kollege deklamierte „Das Grab im Busento", „den alten Gondolier" und die imposanten Trimeter aus der verhängnisvollen Gabel und wusste dabei eine so lebhafte Vorstellung von der Macht der Herausbildung der rhythmischen Formen zu erzielen, ja dafür zu begeistern, dass ich von nun an strebte, solche Vorzüge nicht ausser Acht zu lassen, vielmehr sie durch ein Kolorit, das zugleich charakteristisch für den Inhalt wäre, noch lebendiger zu gestalten. An solcher Unterhaltung nahm zuweilen ein junger Portugiese teil, der, gleichfalls Praktikant an der Poliklinik, mich bewog, Strophen aus der gefeiertsten Dichtung seines Vaterlandes, den Lusiaden, zu übersetzen. Da diese in Oktaven geschrieben sind, so bestärkte sich meine Vorliebe für diese Form, und mein Entschluss, sie für die Völkerwanderung anzuwenden, denn um diese Zeit war in mir der Gedanke, dieses Epos zu schaffen, fest geworden, nicht so, dass ich mir gesagt hätte, gut, ich will auch einmal ein

Epos schreiben, und das soll die Völkerwanderung heissen, nein, mein Epos ist entstanden wie ein grosser Stromlauf aus den ihm zufliessenden Wassermengen, Bächen und Quellen, aus dramatischen Ansätzen, Balladen, Episoden und Szenen. Allmählich gestaltete sich das Epos; es gruppierten sich die Massen um den einheitlichen Gedanken. — Kampf der alten untergehenden Welt mit einer neuen werdenden. —

Eine andere Einheit als die dieses Gedankens konnte ohne Zwang nicht stattfinden, der einzige Theodorich steht als erster der Helden in der Mitte der Dichtung, doch nicht so überragend, um einziger Mittelpunkt des Ganzen zu sein, auch füllte seine Heldenlaufbahn nur einen kurzen Zeitraum aus.

Der Prolog ist zugleich Ouverture und kündigt den Inhalt an. Es war nur ein Moment, dass die Idee dazu in mir aufstieg, ich erinnere mich seiner nicht mehr, aber alles war hierzu vorbereitet. Das Unbewusste, der in der Phantasie schlafend gelegene Untergrund, das dämmernde Werden, das alles lag als Erlebtes, als Vorbereitung der Dichtung in mir. Hatte ich doch selbst einen Teil Italiens durchwandert, und wusste was Wandern heisst, alle Lust und auch die Mühsal davon kannte ich.

Ein weiteres Motiv war: es kamen jährlich Familien aus dem Montavon an unserem Hause vorüber, die ihre Kinder in die Fremde als Hirten vermieteten. Ganz nahe lag der Platz, wo ein förmlicher Markt stattfand.

Im Herbst wurden die Kinder, halberwachsene Knaben und Mädchen, nach fertiger Dienstzeit, am gleichen Orte wieder abgeholt und mit ihrem in der Fremde erlangten Lohn in die Heimat verbracht. Das gab eine Vorstellung von grossem Abschiednehmen, von Wiederkehr und von vielen auswärts erlittenen gemeinsamen Entbehrungen und Mühseligkeiten. Auch die Erzählungen der aus Griechenland Zurückgekehrten, ihre Schiffahrt und ihre Begegnungen mit

Leuten anderer Nationen gaben Stoff dem gern ins Weite schweifenden Geiste. —

Ein liebliches Thal mit blumenreichen Wiesen, Blütenbäumen und lauteren Quellen wird uns anmuten wie ein lyrisches Gedicht, wogegen eine Landschaft mit erratischen Blöcken und den Spuren vulkanischer Thätigkeit an uns die Frage stellt, was ging hier vor, was ist hier geschehen? Das ist dramatisch, während langgezogene Linien der Berge wie grosse Heereszüge gemahnen, aus denen aufragend Gipfel wie Heroen erscheinen und die weitwogenden Wassermengen an mächtige Völkerbewegungen erinnern. So möchte ich behaupten, die landschaftliche Gestaltung der Erdoberfläche am oberen Teile des Bodensees trägt ein episches Gepräge; die schönen Linien der Berge, über die noch höhere mit ewigem Schnee bedeckte aufragen, die weite Fläche der Seeflut, bald in lieblichem Blau sich ausbreitend, bald von Stürmen und Gewittern erregt, der weite Horizont mit zahllosen Sternen besät, all das mahnt ausserdem noch an die Wiege des epischen Gesanges, an die Gestade des Mittelmeers, seiner Inseln, Buchten und Vorgebirge. Auch diese Eindrücke gehören zu den unbewusst ruhenden elementaren Grundlagen, die in der Völkerwanderung zum Ausdruck gelangten.

In den letzten meiner Universitätsjahre entstanden die poetischen Entwürfe und Anfänge, aus welchen sich das Ganze später aufbaute. Um diese Zeit lernte ich Professor Fallmereyer kennen, der von Lindau her, wo er nach den Befreiungskriegen als Leutenant in Garnison gestanden hatte, mit meiner Familie bekannt war. Sein Vorwort zur Geschichte des Kaisertums Trapezunt ergriff mich aufs tiefste; dazu kam, dass ich Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches zu lesen bekam. „Die griechische Insel", später Episode meines Epos, nahm in diesen Anregungen seinen Ursprung. Gleichzeitig hatte auch eine Einsendung von Gedichten, die an Hermann Hauff gesandt wurden, Erfolg. Das ging so zu: in Tübingen war ich mit einem Mediziner

meines Alters bekannt geworden und hatte mit ihm Freundschaft geschlossen. Er hiess Karl Lang und überraschte mich auf seiner Rückreise von Wien, wo er die Kliniken besucht hatte, eines Tages in München.

Wir verlebten recht fröhliche Tage, vorzugsweise kehrten wir in einem Wirtshause an der Isar, „im grünen Baum", gern ein und kamen meist spät nachhause in die Veterinärstrasse. Es fehlte nicht an guten Einfällen, Spässen und Neckereien; ein Gedicht, das ihn priess, hiess folgendermaassen:

Er liess, um zu kurieren,
Den Nordwind vom Asthma,
Den grossen Bären klystieren
Mit Asa foetida.

Aber wir hatten auch Glück und vollbrachten Gutes in guter Laune; so retteten wir einst einen Verwundeten, der am abschüssigen Ufer der Isar in gefährlicher Lage sich befand, verbanden ihn, und brachten ihn unter Obdach. Auch eine Feuersgefahr entdeckten wir, und weckten den Portier des Hauses, der uns dafür besoffene Lumpen schalt, bis er sich bewogen fühlte, nachzusehen, ob wir auch recht hätten. Mit Mühe beredeten wir ihn, vor die Thüre zu kommen, wo er dann mit Schrecken bemerkte, dass bereits die Fensterscheiben der ersten Etage von der Glut zersprangen. Ein Bewohner hatte auf dem Pulte beim Fenster sein Licht zu löschen vergessen, und so hatten sich die Vorhänge am Fenster entzündet; bald war alles gelöscht; aber welch ein Unglück wäre entstanden, wenn wir nicht rechtzeitig Lärm gemacht hätten!

Dieses kleine Abenteuer brachte uns viel Freude, wie der grimmige Hausmeister, halb angekleidet aus dem Thor hervorstürzte, das Feuer erblickte und eiligst wieder verschwand, gab uns noch lange hernach Anlass zu Scherzen. Als der Tag des Abschiedes von dem Freunde gekommen war, händigte ich ihm ein gewichtiges Packet Gedichte ein.

Er nahm sie getreulich mit nach Stuttgart und besorgte sie an die Redaktion des Morgenblattes. Eines davon wurde von Pfizer angenommen, es hiess „Die Krähen“. Es erschien bald nach einem Gedichte mit gleicher Aufschrift von Annette Droste-Hülshoff; später kam dann meines an die Reihe, ihm folgten mehrere Sonette, die einiges Aufsehen erregten.

Gelegentlich eines Besuches bei einer befreundeten Familie hörte meine Mutter diese Erstlinge, die gedruckt erschienen, rühmlich erwähnen. Das war zum erstenmal, dass sie eine Freude über Verse von mir empfand und kundgab, es war eines der seltenen Lächeln auf ihrem Gesichte. Aber die Sorge war damit noch nicht gewichen, und während ich in dem stolzen Gefühle des Autors, der sich zum erstenmal gedruckt sieht, und im Glücke des bald darauf überstandenen Staatsexamens einherschritt, sann die Mutter darauf, wie ich meine künftige Existenz sichern werde. Ich war nun praktischer Arzt geworden, durfte jedoch nach den damals bestehenden Vorschriften die Praxis nur an einem von der Regierung angewiesenen Ort ausüben. Für die jüngeren Ärzte war das gewöhnlich ein Platz auf dem Lande. Die Städte waren von den älteren Ärzten besetzt. Dies bekümmerte meine gute Mutter sehr; sie befürchtete, ich würde mir auf dem Lande nicht genügend verdienen, um eine Familie erhalten zu können. Bewerbung um eine Stelle als Assistenzarzt an einer Heilanstalt für Geisteskranke wurde nicht in Erwägung gezogen, die Aussichten waren zu gering. Was aber vor allem inbetracht kam, die Ausübung der Geburtshilfe, die bei der Landpraxis als das wichtigste galt, war nicht meine starke Seite. So hiess es denn zum Militär! Ich gab den Vorstellungen der Mutter nach und reichte mein Gesuch mit Zeugnissen beim Kriegsministerium ein.

Meine Anstellung als Militär-Unterarzt II. Klasse bei der Kommandantschaft Augsburg erfolgte in den ersten Tagen des Monats August 1846.

Ich packte alsbald meinen Koffer und fuhr hinüber nach der alten Augusta Vindelicorum. Im ersten Hotel kehrte ich ein, liess mir ein Zimmer geben, zündete mir eine Zigarre an und nahm in Gedanken Abschied von der goldenen Freiheit. Dann zog ich meine Uniform an und wandelte nach St. Georg ins Militärspital. Es war dies früher ein Kloster gewesen, auch jetzt schloss sich hinter mir ein schweres Thor wie in einem Kloster. Im Jourzimmer fand ich einen älteren Kollegen, der mir freundlichst entgegenkam und mich in den Dienst einführte. Als Wohnung erhielt ich eine lange, dunkle Stube mit den nötigsten Utensilien neben dem Jourzimmer nebst der Aussicht auf einen Hof, in dem gerade der dicke Quartiermeister, dem die Verwaltung des Spitals übertragen war, sich mit einem älteren Fräulein, seiner Tochter, erging. Dann wurde ich dem Herrn Oberapotheker, dessen Arme wie ein Telegraph älterer Ordnung in beständiger Bewegung waren, vorgestellt, und mir der Unterapotheker, hierauf wieder mir der Oberkrankenwärter, ein ehemaliger Wundarzt, der auch in Griechenland gedient hatte und der mit seiner Frau eine Wohnung unfern den Krankenzimmern besass. Ihm gehörte auch die Benutzung eines kleinen Gartens, des ehemaligen Klostergartens, der in seiner mauerumschlossenen Abgeschiedenheit mich immer an eine Uhlandsche Romanze erinnerte. Am folgenden Morgen hatte ich den Diensteid zu leisten und wurde den Offizieren der Kommandantschaft vorgestellt. Mit den jüngeren derselben fand bald ein gutes Einvernehmen statt, und wenn die Herrn gegen Mittag zur Kostverteilung ins Spital kamen, trat man im Jourzimmer zusammen, und nicht lange stand es an, so war dieses in einen Fechtsaal verwandelt; die alten Rappiere, die sich vorfanden, wurden hervorgeholt und tüchtig gehandhabt.

Dies war meine Veranstaltung und brachte neues Leben in die langweiligen Stunden nach der Morgenvisite und den darauf folgenden Geschäftserledigungen, als Rapporterstattungen, ärztlichen Visitationen und Ausstellung von Zeugnissen.

Bald nach Antritt meines Dienstes gab es viel zu thun. Um Augsburg wurde ein Übungslager zusammengezogen, und schon die anrückenden Truppen brachten viel Erkrankte, besonders vom Wechselfieber Befallene mit. Auch Verwundungen und Typhusfälle kamen vor. Die letzteren wurden nach der damaligen Methode behandelt; unser an Podagra leidender Regimentsarzt und ich nebst einem Wärter trugen die Kranken in ein warmes Bad, worauf sie aus einer Spritzkanne mit kaltem Wasser übergossen wurden. Einige genasen, andere starben. Ich empfahl die von der Poliklinik mitgebrachte Behandlung durch grosse Dosen Calomel und erzielte manch guten Erfolg.

Nach den Manövertagen kam eine ruhigere Zeit. Als ich am Tage meiner Ankunft in Augsburg das Jourzimmer des Militärspitales betrat, traf ich dort, wie bereits erwähnt, meinen Kollegen in Unterredung mit einem Herrn, welcher der Archivar der Stadt Augsburg, Theodor Herberger, war und mich als einen Lindauer wie einen alten Bekannten bewillkommnete. Er lud mich ein, ihn in seinem Archiv zu besuchen, was ich auch bald befolgte und wiederholte. Wir fanden Gefallen aneinander, und da er selbst auch dichtete, so wurden wir bald intim. Auf unseren Spaziergängen in der Umgegend Augsburgs, die ihm sehr bekannt war, kamen wir einstmals über einen Teil des Lechfelds, und im Gespräche auf die grosse Schlacht, die hier gegen die eindringenden Ungarn geschlagen wurde, dann auf ähnliche Marksteine der Geschichte, endlich auf die Völkerwanderung. Ich erwähnte meines Gedichtes und rühmte mit Begeisterung Gibbons Werk, und Herberger, indem er mich zur Ausführung meines halb aufgegebenen Planes anfeuerte, machte mich auf diejenigen alten Schriftsteller aufmerksam, die als Quellen für jene Ära galten und die auch Gibbon benutzt hatte. Er teilte mir fürs erste den Jornandes mit und empfahl mir, ihn eifrigst zu lesen. Das that ich denn auch, und darüber erwachte in mir die Lust, meine Dichtung wieder vorzunehmen.

Ich sah ein, dass ein episches Gedicht, abgesehen von der metrischen Form, seine eigenen Vorzüge besitze und recht wohl neben dem Geschichtswerk bestehen könne. Sollte sich dieses nicht ebenso dazu verhalten, wie vielleicht zu den älteren Epen die mündliche Überlieferung des Mythus und der Sage? Das stünde, sagte ich mir, dem modernen Geiste und der Richtung der Neuzeit wohl an.

Meine Lebensweise während der Militärzeit in Augsburg verlief sehr einfach. Nach Erledigung der Vormittagsarbeit wurde gemeinschaftlich mit den Kollegen in einer kleinen Wirtschaft unfern des Lazarettes das frugale Mittagsmahl eingenommen. Darauf folgte ein Spaziergang vor dem Stadtthor, dann kamen nachmittags wieder die Krankenbesuche, das Rapportschreiben und abends eine gesellschaftliche Unterhaltung, meist im Café Lutz, oder ich blieb auf meinem Zimmer und schrieb an meiner Völkerwanderung.

So verfloss still und ohne jeden Zwischenfall der Winter von 1846—1847.

Das neue Jahr brachte eine betrübende Nachricht aus München, meine Mutter war leidend, und ihr Zustand wurde immer gefahrdrohender. Sie dachte daran, wieder nach dem milden Klima von Lindau zurückzukehren, schon war ein Teil der Haushaltung in die Koffer verpackt, als die Krankheit plötzlich einen rapiden tödlichen Verlauf nahm. Meine Tante schrieb mir, ich sollte mich beeilen zu kommen, wenn ich die Mutter noch am Leben treffen wollte.

In einer fürchterlichen Nacht voll Sturm und Schneegestöber holte ich das letzte schmerzstillende Mittel, die letzte schwache Hoffnung auf Erhaltung ihres Lebens; um 9 Uhr morgens am 1. Mai war die geliebte Mutter uns für immer entrissen. Nach dem Leichenbegängnisse kehrte ich in meine Garnison zurück.

Wenige Wochen darnach wurde ich zum Chevauxlegers-Regiment kommandiert, um bei den Sommerexerzitien nötigenfalls hilfreich anwesend zu sein.

Ich hatte noch nicht reiten gelernt, aber der Wachtmeister versicherte mir, dass ich ein sehr frommes Pferd und einen sogenannten ungarischen Bock als Sattel erhalten werde, so dass mir nichts passieren könne. Bei erstem Ausritt, als das Regiment nach dem Exerzierplatz abschwenkte, erinnerte sich mein Gaul vom vorigen Jahre her noch des Verbandplatzes und rannte, ohne meinen Befehl abzuwarten, spornstreichs dahin. Glücklicherweise warf er mich nicht ab, aber ich hatte grosse Not, Degen und Hut in Ordnung zu halten. Nächsten Tages, als wieder ausgerückt wurde, kam eine Ordonnanz auf mich zu: „Der Herr Doktor möchten zum Herrn Oberst kommen". Ich ritt also vor an die Tête und wurde sehr liebenswürdig empfangen. Oberst H., der Reisen im Orient gemacht und beschrieben hatte, also selbst Schriftsteller war, sagte mir viel angenehmes über meine Gedichte, die er im Morgenblatt gelesen hatte. Während ich an seiner Seite stolz einherritt, rief er aus, aber Doktor, wie halten Sie die Zügel, haben Sie nicht reiten gelernt? Leider nein, war meine Antwort. Gut, fuhr er fort. Wachtmeister! der Herr Doktor nimmt von morgen ab an den Reitübungen der Rekruten teil. Ich dankte gehorsamst und kehrte an meinen Verbandplatz zurück.

So habe ich reiten und über Gräben setzen gelernt, was mir später noch oft zu statten kam. —

In unsere Abendgesellschaft im Café Lutz kam während des Winters oftmals ein junger Maler Namens Walch, ein geborener Augsburger, der sich auf seine Künstlerreise nach Italien vorbereitete. Er redete mir zu, ihn zu begleiten, auch Herberger. Dadurch wurde meine Sehnsucht nach Italien wieder rege und der Wunsch, Rom, den Mittelpunkt jener Ereignisse, zu sehen, um den sich der Stoff meiner Völkerwanderung gruppierte.

Ich nahm und erhielt einen sechswöchentlichen Urlaub, und am 21. September wurde die Reise angetreten. Ein

junger Mann, der Sohn eines Brauers und Wirtes, gegenüber von unserem Spital, der davon hörte, dass ich eine so grosse Reise zu machen vorhabe, lag unablässig seinem Vater an, ihm die Mitreise zu gestatten. Da ich nichts dagegen hatte, so schloss er sich an. Wir hatten viel Spass mit dem naiven 18jährigen, völlig unerfahrenen Menschen, der bisher nicht über Augsburg hinausgekommen war, aber sich sehr wissbegierig und anhänglich zeigte. Wir fuhren zuerst nach Lindau, dann über den See in die Schweiz, über den Splügen an den Comersee. Dort zeigten sich schon die Spuren der revolutionären Bewegung. In vielen Orten waren an den öffentlichen Gebäuden die österreichischen Adler herabgerissen und beschmutzt worden. Ein alter Mann, der vor dem Postgebäude sass, fragte uns, ob wir Deutsche seien, und auf unsere bejahende Antwort mahnte er uns, nur gleich wieder umzukehren, es gehe uns sonst ans Leben. In Mailand herrschte dieselbe Aufregung, Pöbelhaufen brüllten durch die Strasse: Morte ai Tedeschi „Tod den Deutschen!“ Wir lachten dazu und fuhren nach Genua. Dort am Hafen frug ich nach Niccolo, unserem Barkenführer von vor acht Jahren. Sogleich meldeten sich 6—8 Bursche, jeder wollte Niccolo sein. Ich wählte den, der mir im Gedächtnis am meisten Ähnlichkeit mit dem Gesuchten hatte, und wir fuhren in seiner Barke wieder nach denjenigen Orten am Ufer, die ich bei meiner ersten italienischen Reise besucht hatte. Dann nahmen wir auf dem Dampfschiffe, das nach Neapel fuhr, und zwar nicht in der Kajüte, wie es die Agenten gewollt hatten, sondern auf dem Verdecke Platz und schliefen recht gut unter freiem Himmel. Wir landeten des anderen Tags früh in Livorno. Von dort wurde ein Abstecher mit der Eisenbahn nach Pisa gemacht, und vor der Einschiffung ein Seemantel eingekauft. Dieser bestand aus Kamelhaar und Ziegenfell, war wasserdicht und sollte mir in der folgenden Nacht gute Dienste leisten.

In Livorno hatte die politische Erregung bereits einen

hohen Grad erreicht, überall erklang das Lied mit dem Refrain: „Viva Italia, Viva la libertà. Ebenso auf dem Meere, wo Schiffe aneinander vorüber fuhren, von Verdeck zu Verdeck, hinüber und herüber brauste das Lied: Viva la libertà. Walch machte mich aufmerksam, dass der Kapitän des Mongibello, so hiess unser Dampfschiff, eine auffallende Ähnlichkeit mit Napoleon habe, ein Kaufmann aus Wien sagte einen Sturm voraus, ein Schweizer, Soldat in neapolitanischem Dienste, erzählte aus seinem Leben Geschichten, aus der Kajüte herauf drang der Gesang einer Diva, dem wir gerne lauschten. So vergingen uns die Stunden angenehm, bis wir in unsere Mäntel gewickelt auf dem Verdeck uns zum Schlafe niederlegten. Nach Mitternacht, als wir uns auf Höhe der Insel Elba befanden, erwachte ich und sah den Himmel von rasch aufeinander folgenden Blitzen erleuchtet. Bald begann auch der Donner seinen Wettstreit mit dem Gebrause der Wellen. Es brach ein furchtbares Gewitter los. Das Schiff stieg bald auf himmelhohen Wogen empor, bald tauchte es wieder hinab in die von den Blitzen erhellte Tiefe. In der Völkerwanderung, bei der Schilderung des Sturmes, der die Vandalenflotte mit den aus Rom geraubten Schätzen überfällt, habe ich versucht, das grossartige Schauspiel, das sich vor unseren Augen entrollte, wiederzugeben. In jedem Augenblicke glaubte man, es werde der Blitz in das Schiff einschlagen, und wir rechneten schon aus, ob die Rettungsboote für die Verdeckpassagiere ausreichten, aber wir kamen glücklich durch, nach zwei Stunden war die Gefahr vorüber, der Himmel heiterte sich wieder auf, die Sterne traten hervor, und wir schliefen den Rest der Nacht sehr gut, in unsere Kapuzen eingehüllt.

Früh landeten wir in Civita vecchia. Längs der Ufer zeigten sich alte Türme, Bauwerke, einst errichtet gegen Einfälle der Corsaren, und manch kriegerisches Bild tauchte dabei auf. Der Kapitano machte seine Besuche bei den distinguierten Passagieren und erkundigte sich nach ihrem

Befinden, denn die Seekrankheit hatte reichlich ihre Opfer gefordert. Am übelsten schien es den Domestiken einer hohen Herrschaft ergangen zu sein, die im Coupé einer Equipage auf dem Verdeck übernachtet hatten; die sahen sehr übel aus.

Des folgenden Morgens, es war um drei Uhr, lagen wir in der Bucht vor Neapel. Wir fuhren zwischen Cap Misene und Ischia. An den noch dunklen Felsen flog ein weisses Segel in der Morgendämmerung. Der abnehmende Mond stand über dem schwarzen Gewoge des Meeres, ein homerischer unvergesslicher Anblick! Nun kam die Bucht von Bajä, nun Capri und der Vesuv zum Vorschein. Den Aufgang der Sonne verhüllte noch sein umschatteter Gipfel, aber ihre Glorie rötete schon die lichte Wolke, die aus dem Krater stieg.

An der Dogana in Neapel hatten wir einen kleinen Unfall zu bestehen, der aber durch die Gefälligkeit unseres neuen Freundes, des Schweizer Soldaten glücklich beigelegt wurde. Als die Polizisten an Bord kamen, um die Pässe zu durchsehen, fanden sie bei dem jungen Brauer aus Augsburg nicht alles in Richtigkeit, sie nahmen ihn zwischen sich und fort in ihr Boot. Der junge Mann fügte sich schweigend, aber bleich vor Furcht in sein Schicksal, er verstand und sprach kein Italienisch und folgte stumm den Gewaltigen. Auf mein Ansuchen liess sich der Luzerner gern herbei, den Unschuldigen zu begleiten, um als Dolmetscher bei der Behörde zu fungieren. Er stieg also mit ihm in das verhängnisvolle Polizeischiff und fuhr mit den Gendarmen und begleitet von unseren Segenswünschen — wir anderen Fremden durften nicht mit — nach einem kleinen, finster aussehenden Gebäude. Walch und ich fuhren nach dem Gasthof, den wir vorher bestimmt hatten, und erlebten dort recht bange Minuten. Nach einer halben Stunde stellte sich unser Reisegefährte wieder ein. Die ganze Sache war die, man hatte bei der italienischen Gesandtschaft in

München vergessen, das Siegel in den Pass zu drucken, und der arme Augsburger hätte sicherlich unangenehme Dinge erfahren, wenn nicht unser guter Schweizer Soldat sich seiner angenommen hätte.

Man lebte damals in Neapel noch unter der patriarchalischen Herrschaft der Burbonen. —

Anderen Tages fuhren wir nach Pompeji. Jeder Schritt in der ausgegrabenen Stadt mahnt an das herrliche Gedicht von Schiller, darin ist alles gesagt, was man in Pompeji findet und sich vorstellt, nur dass ich zwischen dem Schutt in den Strassen ein Gnaphalium fand, ein verwandtes Blümchen mit dem gleichen Namens unserer Berge. An so verschiedenem Fundort ein eigenartiger Gruss! Während ich mit innigem Vergnügen mich der Betrachtung und der herrlichen Sonne des südlichen Himmels überliess, kam der junge Brauer auf mich zu: „Sehen sie doch Herr Doktor, da ist der Teufel angemalt," rief er, und wies auf eine Satyrgruppe in einem Wandgemälde. Kein Wunder, sagte ich, dass diese Stadt von Feuer und Asche heimgesucht wurde, wie weiland Sodom und Gomorrah, da hier der Teufel so frei in den Strassen umherlief. Vor unseren Augen stieg aus der Asche die Villa eines Tribunen, die reichste und geschmackvollste der bisher ausgegrabenen. Die Farbe der Wände und Deckengemälde war noch frisch und blühend, der Marmor der Statuen weiss und rein, als hätten gestern erst die Bewohner sich hier des Lebens gefreut. Die besten Fresken, Urnen und Geräte waren schon damals ins Museum nach Neapel gebracht worden. Reben, Myrthen und Rosen haben ihre Stelle eingenommen, Schmetterlinge gaukelten über den Blumen der lautlosen Gärten, und Lazerten sahen wir über den Mosaikfussboden schlüpfen, den einst der zierliche Fuss einer Pompejanerin betreten hatte. Auch das alte Theater belebte sich vor unserem geistigen Auge wieder mit der Fülle seiner Zuschauer und seiner Masken. Ermüdet vom Bewundern verliessen wir die Stadt der Toten, die noch

heute so viele Glückliche sieht. Jeder, der sie besucht, ist ein solcher, vom Glück Begünstigter! Abends kamen wir nach Salerno, unterwegs begegnete uns eine Räuberbande, die aneinander gefesselt und Zigarretten rauchend an uns vorübergeführt wurde. Sie begrüssten uns mit wildem Gelächter, hinter ihnen her zog ein Trupp ihrer Weiber.

Um 4 Uhr früh des anderen Tages machten wir uns nach Pästum auf, das wir gegen 8 Uhr erreichten. Wir frühstückten unter den ungeheuren Säulen des Poseidon-Tempels, und ich goss nach alter Heidensitte die ersten Tropfen des dunklen Weins als Libation dem Erdumgürter auf die Schwelle seines Heiligtums. Dichtes Gestrüpp, wilder Rosmarin und Thymian deckten die weiten Schutthaufen, unter denen Schlangen und riesige Eidechsen wohnen. Statt der wonnigen Luft, die hier einst die Einwanderer aus Sybaris erfreute und um ihre weltberühmten Rosen spielte, haucht jetzt die Malaria ihre giftigen Dünste aus. Wer hier nach Sonnenuntergang noch weilt, wen hier der Schlaf überfällt, der ist ein sicheres Opfer des Fiebers. Die Leute, welche verdammt sind, in dieser Gegend zu wohnen, leiden alle an Milzkrankheiten, ihre Gesichter sind welk und aschenfarbig, ihre Bäuche geschwollen, zu unförmlicher Missgestalt verdickt. Kinder bettelten uns an, indem sie auf ihren gedunsenen Leib wiesen und das in Neapel, so wohlbekannte Zeichen des Hungers machten. Als wir Abschied nahmen von den Ruinen, war ich nahe daran, vom Fieber befallen zu werden, mir wurde übel, kalter Schweiss stand mir auf der Stirne, die Götter der Unterwelt haben, wie mir scheint, mich angehaucht, sagte ich zu den Reisegefährten. Und wahrlich, überall da, wo die vergangene Zeit mit einem Bilde ihrer einstigen Kultur uns unmittelbar nahetritt, so in alten Tempeln, Grabstätten u. s. w., da umwirkt sie uns mit allen Schauern ihrer furchtbaren Wildheit, der Härte, der roheren Sitte und Grausamkeit. Wie würden wir uns entsetzen, wenn sie wieder in Wirklichkeit vor uns

träte mit ihren schauerlichen Menschenopfern, wie sie gepflogen wurden an den Schwellen dieser Tempel, mit ihren Foltern, Hinschlachtungen und Massenmorden! Welch ein Heil brachte doch da das Christentum, indem es den Gekreuzigten zum Gott erhob und die ewigseligen in olympischer Ruhe verharrenden Götter des Heidentums stürzte.

An einem der nächsten Tage war die Losung: auf den Vesuv! Durch Rebgärten stiegen wir den Berg hinan. Es war eben Weinlese, der Besitzer lud uns ein, von seinen Trauben zu geniessen, so viel wir wollten. Das thaten wir denn auch und fuhren hernach im Zweispänner bis zum Eremiten. Von da gingen wir den Aschenkegel hinan im Dauerlauf, wobei ich der erste war, der am Kraterrand ankam. Die entzückende Aussicht von da ist weltbekannt. Beim Aufstieg sahen wir den Gipfel noch in eine schwarze Wolke gehüllt, aus welcher fortwährend Blitze hervorzuckten, jetzt, da wir oben standen, war alles wieder hell und klar, die reizende Bucht von Neapel lag unten vor uns ausgebreitet, der Blick in den Abgrund liess uns die glühende Lava sehen, die wie auf Klippen wogend aus dem Krater heraufgohr, von den Dämpfen und Rauchwolken umwirbelt, die den längeren Aufenthalt beschwerlich machten. Hie und da warf es auch Steine aus, die aber immer wieder senkrecht in die Tiefe hinabstürzten.

In einer der Spalten zwischen der Lava, aus welcher heisses Wasser hervorsprudelte, hatte man uns indessen Eier gekocht. Dann ging es mit brennenden Fackeln in der Dunkelheit hinunter, jetzt nochmals zum Eremiten und seinem vortrefflichen Wein, dann im Wagen zurück nach Neapel, das wir um Mitternacht erreichten.

Zwei folgende Tage waren Regentage und wurden zum Besuche der Museen Neapels verwendet. Wir waren noch voll der Eindrücke aus Pompeji und betrachteten mit dem meisten Interesse, was von daher kam.

Am nächsten Morgen gelangte der Entschluss, einen Ausflug nach Capri zu machen, zur Ausführung. Schon von Neapel aus gewährt diese Insel einen fabelhaft schönen Anblick, man sieht in die Welt Homers und befindet sich bei Odysseus und seinen Gefährten auf dem Fahrzeug, das sein Segel über den blauen, wonnigen Fluthen dahin schwellt. Mit zwei Vorgebirgen liegt das reizende Eiland im Meer und nährt eine tropische Vegetation. Auf dem einen der Berge hatte Tiberius seinen Palast, auf dem anderen soll eine hohenstaufische Burg gestanden sein. Das Äussere der noch stehenden Mauerwerke widerspricht dem nicht, obwohl von anderer Seite behauptet wird, ein Seeräuber, Namens Haireddin Barbarossa (daher die Verwechslung mit dem alten Kaiser) soll oben gehaust haben. Um Spähe zu halten über die vorbei segelnden Schiffe, war dieser Fels wohlgeeignet. Ich stieg die 160 Staffeln bis zum Burgthor hinauf und genoss die herrlichste Aussicht.

Im Palaste des römischen Imperators verweilten wir länger, schrieben uns auch ins Fremdenbuch des Einsiedlers ein, der mir zudem für einen ärztlichen Rat eine köstliche Granatfrucht aus seinem Gärtchen brachte. Auf den Resten des Mosaikbodens wurde uns auch die Tarantella getanzt. Dann fuhren wir nach Sorrent zurück und logierten uns in dem Gasthof ein, der von dem Sänger des befreiten Jerusalems seinen Namen hat. Wär er doch hier geblieben, oder vielmehr hätte er doch hier bleiben können, statt dass ihn sein Unglück wieder nach Rom führte, wo er in der Zelle des Klosters San Onofrio seine letzten trauervollen Tage verleben sollte.

Seltsam, dass gerade das Leben der epischen Dichter von Homer an so viel Sagenhaftes umspinnt, und fast immer sind es traurige Legenden, die sich an ihr Schicksal knüpfen.

Auch dem Theater San Carlo wurde ein Besuch gewidmet, wir genossen eine Oper und ein Ballet. An einem

der letzten Morgen der für Neapel zugeteilten Tage machte ich mich allein auf den Weg, besuchte, eingedenk der Pflichten, denen ich nun bald wieder angehören sollte, das Militärspital und das der Gefangenen. In letzterem sah ich mit Schaudern, dass die Unglücklichen, die ihre Strafe hier abzubüssen hatten, auch auf dem Krankenlager noch an ihr Bett mit Ketten um die Füsse, festgemacht waren. Ich meinte, diese Behandlung müsse die Heilung erschweren, erhielt aber von einem der Kollegen die Antwort, sie könnten es nicht ändern. Hierauf ging ich durch die Grotte des Posilippo zum Grabe Virgils und nach Bajiä und den Lago d'Averno. In der Grotte der Cumäischen Sibille wäre es mir beinahe ergangen wie vor acht Jahren meinem Freunde am Locarner See, die Thüre der Grotte wurde zugesperrt und mir bedeutet, dass ich nicht mehr hinausgelassen werde, bis ich bezahlt habe. Während ich über den Preis unterhandelte, wurde draussen plötzlich und heftig an die Thüre gepocht, meine Zwingherrn beeilten sich zu öffnen, und während die Neuangekommenen, (es war eine englische Familie), eintraten, schlüpfte ich hinaus und warf ein paar Münzen zurück, soviel als ich glaubte, dass genügend sei. Kaum war ich im Freien, als zwei höchst verdächtig aussehende, aber fesch gekleidete Burschen, sehr wahrscheinlich Briganten, sich an mich machten und mich ausforschten, wer ich sei und woher ich komme, was ich vorhabe? Als ich ihnen meine Stellung als Militärarzt erklärte und eine etwas dantesk gehaltene Beschreibung der an die Betten gefesselten Kranken gab, liessen sie rasch von mir und entfernten sich mit den Worten: „lassen wir ihn, er ist ein guter Christ".

In den Gasthof zurückgekehrt fand ich die Gefährten bereits mit Einpacken beschäftigt, denn nun hiess es, addio bella Napoli!

Nach 14 überaus glücklich verlebten Tagen setzten wir uns in einen Post-Omnibus und winkten dem Vesuv unsern letzten Gruss.

Über Monte Cassino fuhren wir zwei Tage und eine Nacht hindurch nach Rom. „Ecco Roma“ rief der Kutscher in den Wagen hinein, als von einer Höhe der via Appia die Kuppel der Peterskirche sichtbar wurde. Porta maggiore nahm uns auf. Am Colosseum, am Pantheon vorüber, welche Erinnerungen, wie vieler längst gehegter Wünsche Gewähr bestürmten mich in jener Abendstunde! Aber weder vor der Peterskirche, noch vor einem anderen Bauwerke traten die Eindrücke der Griechentempel von Paestum zurück! Wir waren gerade rechtzeitig nach Rom gekommen. Man brachte dem Papst einen Fackelzug, das Volk wollte ihm seinen Dank für die neue Municipal-Verfassung ausdrücken. Der Zug bewegte sich nach dem Quirinal, die Banner der sämtlichen Städte des Kirchenstaates wehten voran. Vor dem Palast sang man die Hymne des freien Italien und evviva Pio Nono jauchzte die ungeheuere Menschenmenge. Jetzt zeigte sich Licht, es erhellten von Fenster zu Fenster sich die Korridore, die Thüren des Balkons öffneten sich, Diener breiteten einen Purpurteppich über das Geländer, und jetzt erschien Pius IX. Ein endloser Jubel erfüllte die Luft, aber sobald er die Stimme erhob und den ambrosianischen Lobgesang anstimmte, legte sich der stürmische Jubel, man kniete nieder und betete. Ich bewunderte indes ein Gewitter, das von Westen heraufzog und mit prachtvollen Blitzen die Szene beleuchtete. Wie viele solcher Ovationen hatte dieses Rom schon gesehen, wie vielen Herrschern war hier schon zugejauchzt worden! An diesem Tage war Pius IX. der Abgott seiner Römer, der gütige Antoninus, der den Völkern eine neue Ära der Freiheit und des Glückes zu eröffnen schien. Hatte er nicht eine freie Verfassung gegeben, die Kerker der politischen Gefangenen erschlossen, eine Bürgerwehr ins Leben gerufen, zur Einigung Italiens die Losung gegeben! Welch' ein Unterschied von damals und später! Geflüchtet aus seiner Hauptstadt, verbannt, zurückgekehrt, findet ihn

die Geschichte als den Schatten jenes Mannes von 1847 wenige Jahre später.

Von meinem ferneren Aufenthalt in Rom, den ich fleissig zum Besuche der Umgegend und der Kunstsammlungen benutzte, erwähne ich vor allem des mächtigen Eindruckes, welchen die Ruinen der antiken Stadt in mir hervorriefen, so des Colosseums, der Siegesbogen und der in der Campagna zerstreuten Überreste, der Aquädukte und Grabmäler. Auch ein Gang durch die Katakomben wurde nicht versäumt.

Es waren noch mehrere Deutsche gekommen, die sich uns anschlossen, von denen besonders ein Kempter Studiengenosse durch seine hünenmässige Gestalt Aufsehen bei den Römern erregte. Wir gingen jede Nacht bis 11 Uhr im Mondschein auf dem Forum unter den Säulen und alten Tempel auf und ab und zitierten Verse aus Horaz. Vor allem lieb wurde mir das Thal der Egeria, sanfte Hügel, grüne Weiden, frische Quellen, ein Hauch idyllischen Andenkens weht über dieser friedlichen Gegend. Numa Pompylius und Egeria, Namen süss und hold wie Blumen, schrieb ich in mein Skizzenbuch, eine liebliche Arabeske in der an Greueln und blutigen Thaten so reichen römischen Geschichte.

Ein Ausflug ins Albaner Gebirge zog mir ein Fieber zu. Schon davon befallen, ritt ich noch an den Nemi-See und musste 14 Tage zu Hause bleiben, wobei mir ein Falke, den mir meine Freunde vom nahen Vogelmarkt brachten, mein einziger Gesellschafter war. Der Besitzer eines Rebberges in der Nähe Roms, ein Deutscher, in dessen Weinstube wir öfters eingekehrt waren, schickte mir als Heilmittel ein paar Flaschen seines vorzüglichen Weines, und davon genas ich. Auf der bayerischen Gesandtschaft, wo man sehr liebenswürdig war, sandte man mein Gesuch um Verlängerung meines Urlaubes nach Augsburg mit beigelegtem ärztlichen Zeugnisse. Die Eingabe langte dort

einige Tage nach meiner Ankunft an, und ich hörte, dass schon das Gerücht verbreitet war, ich sei in ausländische Dienste getreten.

Auf der Heimreise, es war in Mailand, trat ich in einen antiquarischen Buchladen, und das erste Buch, das mein Augenmerk auf sich zog, war eine zierliche Venetianerausgabe des Claudius Claudianus, jenes Afrikaners, der, ein Poet des späten Roms und Zeitgenosse Stelicos, des Vandalen, sein mit Bilderschmuck und mythologischen Anspielungen im Stil der Alten verbrämtes Gedicht am Hofe des Honorius schrieb, während bereits die Recken der neuen Heldensage vor den Thoren Roms standen. Aus dem farbenreichen Gemälde seiner Gesänge treten das Bild des mächtigen Vandalen und seines tapferen Gegners, des Gothen Alarich, hervor, freilich in einer Gestalt, die erst der herkömmlichen Sprache, der Schmeichelei und Rhetorik entkleidet werden musste, ehe sie mir die wahren Züge jener Heldengestalten zeigte, und freilich nur in Umrissen, die ich aus der geschichtlichen Uberlieferung ergänzen musste.

Als ich in Augsburg ankam, war es bereits November geworden und meine ganze Umgebung sah mich gar frostig und prosaisch an. Ich aber liess mit den Erinnerungen der Reise aus den alten Schriftstellern der ersten christlichen Jahrhunderte, aus Jornandes, Paulus Diakonus und den Aufzeichnungen und Werken des heiligen Augustinus die Epoche der Völkerwanderung vor mir erstehen. Die schlichte Einfachheit der alten Chronisten wurde mir bald vertraut, ich las sie in dem düstern Jourzimmer meines Spitals, wenn alles schlief und selbst von den Kranken kein Laut mehr zu mir drang, oft nur der Mond sein Licht zwischen Wolken durchschimmern liess, in späten Stunden der Nacht. Unter den lakonischen Sätzen jenes Säkulums lag es wie lange blutige Geschichten von unerhört kühnen Seefahrten und Kämpfen, der lapidare Stil gemahnte wie an Palimpseste, wo unter älteren Schriften eine noch ältere hervorschaut und

noch Merkwürdigeres enthält, oder wie an alte Fresken, wo Krieger und Schwerter hinter den Heiligen sichtbar werden. Germanisches Wesen sprach mächtig aus den schlichten Worten eines Jornandes und Warnefried, die Grösse einer weltgeschichtlichen und zugleich nationalen That, als welche die Völkerwanderung einzig dasteht, trat immer deutlicher hervor. Der Sturz einer Weltdespotie durch germanische Kraft und Freiheitslust, das, wenn es mir gelänge, darzustellen, das musste ein deutsches Epos werden! Und selbst der Versuch, der Anstoss dazu schien mir verdienstlich. Ich fand, was meinem Epos bisher noch gefehlt hatte, das Nationale, den Ausdruck dafür. Es war verborgen gewesen, nun sollte es auch zu Tage treten. Neben diesem Gedanken trat nun gleich stark der von dem wehmütigen Eindruck einer untergehenden Schönheitswelt erfüllte, hervor, der die Strophen des frühesten Gesanges „Die griechische Insel“ hervorgerufen hatte. Es wurde mir oft zum Vorwurfe gemacht, dass ich die Oktave zum Versmaass gewählt habe. Wie hätten sich aber die Recken Alarich, Geiserich, Odoaker im Hexameter ausgenommen? oder wie die Schilderungen aus dem üppigen Leben der Hauptstadt des Weltreiches, oder eines zierlichen Landsitzes im griechischen Baustil in der Nibelungenstrophe? Beide Versmasse abwechseln zu lassen, deuchte mir die einheitliche Fassung des Gedichtes zu beeinträchtigen, dagegen konnte in der Oktave annähernd die ruhig fliessende Breite des Hexameters und der stürmische Fortdrang der Nibelungenstrophe vereinigt werden. Die Oktave ist durchaus nicht nur lyrischer Natur, in je acht Zeilen fünffüssiger Jamben lässt sich schon etwas erzählen. Mehr als jede andere Strophe war die Oktave geeignet, die wuchtigen Quadern eines Epos wie die Völkerwanderung zu tragen. Der Aufeinanderprall zweier Weltepochen, der des römischen Heidentums und der siegenden Christenheit, der Barbaren des Nordens in ihrer Heldengrösse gegenüber der hinwelkenden Schönheit des antiken Lebens, welche Fülle von Gestalten bot sich da! Und

welcher Reichtum landschaftlicher Schilderungen vom Nordlicht über den Steppen und den Klippen der mitternächtigen Meere bis zu den glücklichen Inseln des Südens, vom Hochgebirge bis zu den verlassenen Riesenbauten am Saum der Wüste! Strophe an Strophe wuchs heran. Mit meinem neu erworbenen Buche aus Mailand, das ich teilweise auch übersetzte, war ich der Ausführung meines Vorhabens bedeutend näher gerückt. Aber eines Abends, es war ein milder Februartag gewesen, man hatte den zunehmenden Tag schon recht gespürt, und noch in der Dämmerung tropfte der geschmolzene Schnee von den Giebeln und Dächern der alten Reichsstadt, da, als ich das Fenster öffnete, wehte mir plötzlich eine seltsame südliche Luftströmung entgegen, beinahe wie eine Reiseerinnerung aus dem heissblütigen Campanien. Als ich hierauf meinem Leselokal im Börsengebäude zuschritt, stürzte mir ein Freund entgegen und brachte die Nachricht von der Februarrevolution in Paris. Die Ereignisse folgten sich Schlag auf Schlag, es war wirklich als sollte der Ausspruch wahr werden, die Revolution werde die Reise um die Welt machen. Gerüchte verbreiteten sich, die Franzosen seien schon über den Rhein, überall wurde alarmiert, armiert.

Den Ereignissen in Paris folgten die Aufstände in Wien, in Mailand und Berlin. Auch in unserem Lazarette rührte es sich, der Stabsarzt inspizierte die chirurgischen Instrumente, neue Sägen, Messer und Scheren wurden angeschafft, die Verbandstücke vermehrt. Die Ärzte der Armee erhielten gleich den Offizieren Säbel, Waffenrock und Epauletten. Von überall her hörte man von kriegerischen Rüstungen.

Ich schrieb damals in mein Tagebuch:

Nicht Viele derer, die da leben,
Erzählen einst im grauen Haar,
Wenn Enkel horchend sie umgeben,
Wie uns're Zeit erschüttert war.

Mich riss der Sturm von meiner alten Augusta Vindelicorum los, ich wurde befördert und zu einem Jägerbataillon

nach Straubing versetzt. Kaum war ich dort ein paar Wochen verweilt und hatte mich, und zwar nicht gar gern, in die neue Garnison eingewöhnt, als der Befehl zum Ausmarsch kam, einstweilen nach Würzburg. Es waren herrliche Frühlingstage auf dem Wege dahin, überall blühten die Bäume, sangen die Lerchen, blitzten die Bajonette. Ich suchte die Lage und Stimmung zu schildern in einem Gedichte, das ich Prolog benannte.

Prolog.

Vorüber ist die Zeit der Ruhe, dreissig
Erschlaffte Friedensjahre sind verzehrt
Vom Sturmhauch einer Blutnacht, unaufhaltsam.
Unübersehbar, ziellos, unaufhörlich
Verwirren sich die Schickungen der Völker
In einem dunklen Knäuel, den allein
Das Schwert noch lösen mag; man sieht nicht mehr
Der Künste Haus erfüllt mit frohen Hörern,
Die Oper, das Ballett, der schimmernde
Konzertsaal sind verödet, unbewundert
Steht die Antike da, der ferne Wanderer
Sucht nicht mehr seinen Raphael und Rubens;
Dagegen tönt von kriegerischen Märschen
Der Markt, die Strasse und der Heerweg, wo
Die Truppe mit den blanken Bajonetten
Im Staub marschiert, indes die Blütenbäume
Bei sanftem West sich schütteln, und die Lerche
Ihr Freiheitslied emporjauchzt in die Lüfte.

Die Fahne mit den lang verbotnen Farben
Weht stolz vom Rathaus über ihre Stadt.
Auf seinen Sammelplätzen stellt das Volk
Bewaffnet, wie's der Zufall giebt, sich auf,
In Höfen, in den Hallen, welche sonst
Nur Zecher oder Sänger sah'n, berät man
Um Krieg und Frieden jetzt Erneuerung
Verjährter Staatsform, und das Wort der Redner
Verstummt nicht mit dem Feierabend, grösser
Und doppelt raschern Schrittes eilt die Zeit.

Das deutsche Parlament trat zusammen. Auf der Festung Marienburg sass ich vier Wochen, nicht als Gefangener, sondern es wurden die Sträflinge zu mir gebracht. Jeden Morgen klirrten die Ketten und Eisenkugeln vor meinem Lager zur ärztlichen Anordnung; draussen aber blühten die Reben des berühmten Stein und Leisten und ergossen in mancher Mondnacht die Vorboten ihres würzigen Weines durch die schwüle Luft des Sommers von 1848. Immer enger zog sich um Frankfurt ein Netz von Truppenabteilungen zusammen; unser Bataillon rückte nach Aschaffenburg. Ich fand Gelegenheit, einen kurzen Abstecher nach Frankfurt zu machen, und hörte in der Paulskirche einige der bedeutendsten Redner, wie Vinke, R. Blum, Lichnowski. Bald darauf wurde ich zum Depot nach Straubing zurückkommandiert. Bei dem geringen Krankenstande fand ich Zeit genug, wieder an der „Völkerwanderung" zu schreiben. Geiserichs Einzug in Rom z. B. stammt daher. —

Bald nach mir rückte auch das Bataillon wieder in seinen Garnisonsort ein, aber nur, um nach einigen Wochen neuerdings Befehl zum Ausmarsch zu erhalten. Diesmal nahmen wir Standquartier an der Iller. Ich erhielt mein Quartier bei dem Geistlichen des Ortes, einem grossen Gegner der Neuerungen, welche die Bewegung mit sich gebracht hatte, besonders der Ablösung des Zehnten. Er rechnete den ganzen Tag über Verluste nach, die ihm daraus erwachsen würden. Am Tage des Abmarsches, als die Jägerhörner bereits hell in dunkler Morgenfrühe durchs Dorf klangen, vermisste ich beim Abzug meinen Säbel. Auf mein Suchen und Lärmmachen öffnete endlich der Knecht des Hauses, ein Bruder des hochwürdigen Herrn, und erklärte mir, er habe unten in der Tenne auf Befehl des Pfarrers mir den Säbel schleifen müssen, damit ich ja recht tüchtig auf die Freischaren losschlagen könne. Ich erklärte zum Abschied, dass mein Beruf ein friedfertiger wäre und ich keineswegs vorhabe, Wunden zu schlagen, sondern zu heilen. Es lief übrigens alles gütlich ab.

Wir rückten in Sigmaringen ein und besetzten das missvergnügte Residenzstädtchen ohne Schwertstreich. Ich wohnte bei Regierungsrat Bannewart; mit ihm und seiner liebenswürdigen Familie erlebte ich höchst angenehme Tage, lernte unter anderem auch Leberreime machen und liess mehrere los, darunter auch politische, die sogar nach Frankfurt bis zu Parlamentsmitgliedern ihren Weg fanden und, wie ich hörte, nicht übel gefielen. Später kam ich, einer Kompagnie zugeteilt, nach Krauchenwies, der Sommerresidenz des Fürsten. Im Winter kehrte das Bataillon der Donau entlang über Ulm und Augsburg in seine Garnison zurück.

Im Jahre 1849 begann der dänische Krieg; ich hatte gebeten, einer derjenigen Abteilungen eingereiht zu werden, welche nach Schleswig-Holstein zogen. Meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Ich wurde nur nach Passau in Garnison beordert. Hier setzte sich der Keim zu einem Nervenleiden in mir fest, das mich bald darauf aufs Krankenlager warf. Der Aufstand in Baden und der Pfalz war losgebrochen; das Bataillon, bei dem ich als Arzt stand, bezog ein Lager bei Donauwörth. Vier Wochen im Zelt, teilweise bei grosser Sonnenhitze, brachten die Krankheit zur Reife. Mondenlang litt ich an Schlaflosigkeit und hatte Mühe, die quälenden Halbträume, die sich damit verbanden, von mir ab- und niederzuhalten.

Aus dem Lagerleben.

Geh in dein Zelt, schlaf ein,
Die Wachtfeuer haben ausgebrannt!
Eine Feuersäule vom Rhein
Lagert sich über das Land.

Rasch zu nimmt die Nacht,
Wir werden im Schatten streiten;
Ich sah im Traum ein Heer zur Schlacht
An mir vorüber reiten.

Der Aufstand in der Pfalz und Baden wurde niedergeschlagen, Rastatt fiel, und es fanden standrechtliche Er-

schiessungen statt. Unter den an den Unruhen Beteiligten, denen es gelang in die Schweiz zu entkommen, waren auch Freunde aus Studienjahren, die Gefahr, in der sie schwebten, die Schrecken und die Betrübnis ihrer Familien gingen mir nahe, meine Stellung erlaubte mir nicht der Sympathieen für sie Ausdruck zu geben, und so steigerte sich mein krankhafter Zustand bis zum Verfolgungswahn.

Es begann die trübste, die furchtbarste Zeit meines Lebens, aus deren verzweiflungsvoller Lage mich nur die treue Sorge und Aufopferung meiner Anverwandten, besonders meiner stets hilfbereiten Tante zu retten im Stande war. Das Lazarett, in dem ich manchen Tag, früher als Ordinarius gewaltet hatte, sah mich bald als Patienten. Ich wurde streng gehütet, ein Krankenwärter hatte sogar die Weisung, die Lagerstatt mit mir zu teilen. Meine Kollegen bemühten sich aufs freundschaftlichste um mich. Endlich errang es meine Tante bei den mich behandelnden Militär-Ärzten, dass mir erlaubt wurde, ich dürfe in eine Privatheilanstalt verbracht werden. Dazu wurde Winnenthal, das unter der Leitung des berühmten Psychiatrikers Hofrat Zeller stand, ausersehen.

Ich fügte mich dem liebevollen Zureden und folgte willig in die nahe bei Cannstadt in Württemberg gelegenen Heilanstalt. Es wurde mir dasselbe Zimmer angewiesen, das einst Lenau inne gebabt hatte. Dort brachte ich den ganzen Winter zu. Die grosse Abgeschiedenheit, die weise Anordnung der Aufsicht und Führung nebst Unterredungen naturwissenschaftlichen und philosophischen Inhaltes mit dem Vorstande des Institutes und dessen Assistenten brachten meine Heilung zu Wege. Ich spielte öfters mit ihm Schach und eines Tages bat ich, meine Freigebung aus der Anstalt von dem Resultat des nächsten Spieles abhängig zu machen. Gewänn ich, so sei doch das gewiss ein Beweis meiner geistigen Genesung und Befähigung zu voller Selbständigkeit.

Ich gewann, ich setzte meinen Gegner matt und erhielt von ihm die Erlaubnis, zu den Meinigen und in die Freiheit zurückzukehren. Nach kurzem Aufenthalt in Ludwigsburg bei meinem Onkel kam ich wieder nach München. Aber in der grossen Stadt zu bleiben ertrug ich nicht, der Strassenlärm, die Besuche von Bekannten, die politischen Besprechungen und deren Nachklänge verwirrten mich, drohten mich wieder in die kaum überwundene Geistestrübung hinabzureissen. Nach der klösterlichen Ruhe und Abgeschiedenheit der Anstalt, in der ich Monate lang zugebracht hatte, war der Abstand zu gross. Es überkam mich etwas wie Heimweh, ich sehnte mich nach dem Bodensee und nach den Leuten dort. Zwei Stunden von Lindau entfernt liegt ein hübsch gelegenes idyllisches Dorf, Hergensweiler, der Geburtsort meines Vaters. In seinem Heimathause führte die Wirtschaft seine verheiratete Nichte mit zwei ledigen Schwestern. Ihr Mann war ein sehr geachteter und tüchtiger Ökonom, der, selbst wohlhabend, das angeheiratete Gut im trefflichen Stand hielt. Das Anwesen hatte reichen Viehstand, Waldungen, Wiesen, Obstgärten und eine Alpe im Bregenzer Wald. Ein stattliches Wohnhaus mit Nebengebäuden nebst Stallungen für 40 Kühe, 6 Pferde, Ziegen u. s. w.

Dahin machte ich mich nun auf den Weg. In Niederstaufen, der letzten Poststation vor Lindau hielt der Eilwagen. Beim Mittagsgeläute der Dorfglocken umher ging ich den mir wohlbekannten Waldweg nach der Laiblach, dem Grenzflüsschen zwischen Bayern und Österreich, hinunter. O, wie wohl ward mir, als mich wieder diese frischen Lüfte der Heimat anwehten, als die Sprache der ersten mir Begegnenden an mein Herz drang. Ich begrüsste den alten Sägmüller, der da in seiner Hütte an der brausenden Laiblach rings vom Wald umgeben einsam mit einer alten Magd hauste und von der unermüdlichen Schneide Jahr aus Jahr ein seine Tannenstämme durchsägen liess. Dann kam der spitze, grüne Kirchturm in Sicht, dann der Weiher mit den See-

rosen, dann der Hausgarten, und endlich betrat ich die mir teuere Schwelle, an die sich so viele Erinnerungen aus der Jugendzeit knüpften.

Ich wurde aufs Beste von Vetter und Basen empfangen, und mir, da das Anwesen auch Gasthaus war, ein geräumiges Zimmer zugeteilt. Ich fand darin manche Reliquie von Haus, die nach dem Wegzug der Mutter von Lindau den Anverwandten in Hergensweiler zur Aufbewahrung waren übergeben worden, meines Vaters Schreibpult, einen grossen Teil seiner Bücher, darunter die Encyklopädie von Ersch und Gruber, das Riesenwerk, das von meinem Vater gemeinschaftlich mit dem Ortsgeistlichen gehalten wurde und das von diesem mir als Erbe zugesagt war. In dessen Besitz trat ich nun und richtete mich überhaupt häuslich ein. Aus dem Wald herauf wurde ein kleiner Tannenbaum geholt, in einer Ecke der Stube festgemacht und mit Singvögeln bevölkert. Die Encyklopädie wurde bald Gegenstand meiner eifrigsten Lesung, die Aufsätze darin sind so ausführlich, dass sie ein Buch über den Gegenstand, den sie behandeln, ersetzen. Auch begann ich, ein Tagebuch zu führen.

Da ich noch vielfach von absurden Träumen geplagt war, so schrieb ich die Phantasmen nieder und sogar die Worte, die ich im Traume gehört oder zu hören geglaubt hatte. Derart korrigierte ich gewissermaassen die Störungen in der Gehirnfunktion und brachte sie allmählich zur Ordnung. Daneben machte ich grosse Spaziergänge durch Wald und Flur und heilte so mich selbst von den Resten des Nervenleidens. Ich genoss im vollen Maasse das Glück gänzlicher Unabhängigkeit und des Umgangs mit einfachen Leuten, deren Gesichtskreis zwar ein enger, aber ein unverfälschter war, von denen ich manches lernte, die mich liebten und schonten. Da sassen Abends um den blanken Ahorntisch ausser mir und meinem Vetter der Pfarrer, der Landarzt, der Schullehrer und ein und der andere Nachbar. Alle hatten ihr Glas Seewein vor sich, das Gespräch beschäftigte

sich meistens mit landwirtschaftlichen Angelegenheiten und nebenzu auch mit politischen Dingen.

Die jüngste meiner Basen brachte den etwas säuerlichen aber reingehaltenen Wein aus dem Keller und horchte gern zu, wenn ich von meiner italienischen Reise, besonders von Rom erzählte. Auch das gefiel meinen Tischgenossen, wenn ich auf meine militärische Laufbahn zu sprechen kam, und wie ich mit den Rekruten des Chevauxlegers-Regiments reiten gelernt habe.

Eines Tages kamen aus der österreichischen Nachbarschaft Pferdehändler herüber, das Artillerie-Regiment in Bregenz wurde an die türkische Grenze versetzt, und da es einen langen und beschwerlichen Marsch vor sich hatte, so wurden alle Pferde, die nicht ganz tauglich schienen, ausgemustert und verkauft.

Die Händler, die sie erwarben, zogen in den nahe gelegenen Ortschaften umher und verkauften die Pferde an Ökonomen der Umgegend. So kamen sie auch zu meinem Vetter, und als ich die schönen Tiere sah, sie waren grösstenteils ungarischer Rasse, erwachte die Reitlust in mir, und ich erstand eines, das mir besonders gefiel, um billigen Preis. Es war ein noch junges Pferd, feurig, fein gebaut, und sein Fehler war nur ein leichter Hufspalt, der es allerdings für die Strapazen eines längeren Marsches als untauglich erscheinen liess. Ich hatte eine grosse Freude an meinem Braunen und ritt viele Stunden lang auf Landstrassen und in Waldungen umher. Ich war glücklich, wie ich es schon lange nicht mehr gewesen. Es war das erste Mal seit meinen Kinderjahren, dass ich wieder alle Jahreszeiten in meiner Heimat verlebte. Ich ritt am frühen Morgen und in später Nacht, nicht Hitze, nicht Sturm und Gewitter, noch Regengüsse, noch Schneegestöber hielten mich ab, ich ritt durch die ausgetretenen Bäche, über steile Felspfade und schmale Stege. Einmal hatte ich sogar das

Vergnügen, von österreichischen Grenzaufsehern, denen Ross und Reiter verdächtig schienen, arretiert zu werden.

Ich wurde aber bald wieder freigelassen, schon an der nächsten Grenzstation von bekannten Lindauern agnosziert und mit Freude begrüsst. Den Meinigen nach München schrieb ich: ich hoffe, dass ihr Alle wohl seid und mich total vergessen habt!

Wenn ich jener Zeit gedenke, so ist es mir, als würde ich wieder jung, als poche wieder Jugendlust durch meine Adern. Von Gedichten entstanden damals: „Die alte Stall-laterne, Waldnacht, Unter einer Eiche, Heimkehr, Johannis-segen, Kunkelstube, Alte Rurg, Weide am Bach, Eilwagen-fahrt". Auf meinen Ritten begleitete mich nebst dem Haushunde meistens eine niedliche Ziege, die neben dem Pferd herhüpfte und so an mich gewöhnt war, dass sie an ihrer Krippe mäckerte, sobald sie nur meine Schritte vor dem Stall vernahm. Die Dorfjugend übte ich im Ver-fertigen einer Schneefestung und kommandierte die einen zur Erstürmung, die anderen zur Verteidigung. Daneben trug ich mich mit Reiseplänen für den Frühling.

Und der Frühling kam, nicht über Nacht, nicht über-raschend, sondern mit oftmaligen Unterbrechungen durch Winterstürme, die von den Rhonegletschern über den See herbrausten. Die Umgegend des Ortes, den ich mir zum Aufenthalt gewählt hatte, ist nicht lieblich, auch nicht grossartig, es ist die Abdachung der Allgäuerhöhen gegen den Bodensee, vielfach durchschnitten von bewaldeten Hügelreihen, zwischen welchen in der Thalmulde grössere und kleinere Teiche, Weiher genannt, liegen, Flüsse und Bäche dem grossen See zufliessen. Wenige Stunden höher gelegen fährt man oft noch im Schlitten, während an den Ufern alles grünt; so stark ist der klimatische Unterschied. Wohlgebaute, reinliche Dörfer wechseln mit einsam ge-legenen Gehöften ab, ringsum ist Weide mit grasenden Herden, Ackerland, und gegen Süden und den See hin

Obst- und Weinbau. Viele Namen der Ortschaften weisen auf römische Ansiedelungen hin, andere auf uralt germanische Bevölkerung und Sitte. Besonders geehrt scheint die Göttin Hertha oder Herka gewesen zu sein, in Namen wie Hergatz, Hergensweiler lebt noch ihr Name. Mollenberg ist Mahlberg — Gerichtstätte; Opfenbach — Opferbach; noch heute hören es die Opfenbacher nicht gern, wenn man ihnen erzählt, es sei ein Schimmel während der Messe in ihre Kirche gerannt. — Alte, unter dem Erdboden versunkene Mauern wurden hie und da ausgegraben und kamen mir um jene Zeit oft im Traume vor. Einst träumte mir sogar von einer Burg, aus deren Schutt ich einen eisernen Leuchter grub. Beim Erwachen sah ich noch deutlich im Hintergrund eine Bergkette ragen. Als ich zehn Jahre später meinen Bruder in Vorderburg, woselbst er sich als praktischer Arzt niedergelassen hatte, besuchte, führte er mich auf die Ruine über dem Dorf, und ich erkannte sie und die Berge als dieselben wieder, die ich vor zehn Jahren im Traume gesehen hatte. Nachher zeigte er mir auch einen eisernen Leuchter, den man in der alten Burg gefunden hatte.

Einige Aufzeichnungen aus meinem Tagebuch mögen hier Platz finden:

4. Juni: Wieder einmal ein Gewitter am Vormittag. Wie oft bedrängt mich der Gedanke, dass ich in einer gänzlich abgeschiedenen und längst vergangenen Welt lebe. Wie oft muss ich diesen Vorwurf mir selbst zurufen und hören?

5. Juni: Um einer Hochzeit im Hause zu entgehen, ritt ich nach Lindenberg, über Weiler und Scheidegg zurück und zwar während eines furchtbaren Gewitters. Trotz der grellen Blitze und des nahen Donners scheute mein Pferd nicht im geringsten. Nachts $11^1/_2$ Uhr kam ich völlig durchregnet zu den Resten des Hochzeitsschmauses.

6. Juni: Ritt ich nach Lindau, verweilte im Militärspital. Es war mir wie einem, der wieder in sein Haus, in

die Jahre seines Wohlstandes tritt und sich wohl fühlt. Heimwärts wieder durch Wälder.

10. Juni: Stürmischer Morgen, kalt, rauh, ein Herbsttag. Die Rosen, die wahren, die Olympischen, die einst in der Götter Locken geduftet, sind verblüht. Am 10. März hatten wir hier ein Erdbeben, die Erschütterung, welche nicht unbeträchtlich, etwa 1—2 Sekunden lang anhielt, wurde auch in Lindau, Friedrichshafen und anderen Orten am See gespürt. Wir hatten übrigens bei mittlerer Temperatur und gutem Gewissen nicht die geringste Furcht.

11. Juni: Verdammt sei, wer uns Ehrgefühl ins Herz, oder mag der Teufel wissen, wohin sonst legte, wir fühlen nur, dass wir getreten werden. Ein recht eingerostetes Vorurteil, lächerlich machen, ist süss.

18. Juni: Meine Träume sind, als wären sie nach Amadeus Hoffmanns Romanen gemacht.

Leuchtender als Diamant,
Weisser als der Sylphe Schleier
Brennt in mir von dir entbrannt
Ein geheimnisvolles Feuer.

19. Juni: Nach Roggenzell geritten, wogende Saatenfelder um mich her, über grüne Hügel schaut die alte Burg herüber, sls wolle sie wieder auferstehn.

Wieviel Wunden, wieviel Schmerzen
Wären doch erspart dem Herzen,
Dürften tiefer wir in unsres schauen,
Fester auf die Liebe bauen.

29. Juni: Schöner Sonntag. Ein Strauss von blühenden Rosen und Geissblatt prangt auf meinem Tische. Ich lese in Andersens Bazar, Reise nach Griechenland.

2. Juli: Morgens 4 Uhr aufgestanden, ausgeritten und zwar in die Steinbrüche, ohne dazu verurteilt zu sein. Wolkenbedeckter Himmel.

3. Juli: Ich erwachte Morgens 4 Uhr, ritt über die neue Bahn und über die Lerchenmühle zurück. Das

Gewöhnliche ist falsch, das Alltägliche hat keine Voraussetzung, keine Ursache in der Tiefe, in der Stärke, im Erhabenen, es also zum Maassstab für unser Verhalten zu machen ist falsch, ist eine Beleidigung des geistigen Wesens in uns.

5. Juli: Die unaushaltbare Härte des Verstandes bezeichnet Roms Stellung in der Weltgeschichte, seine Armut fühlend, berauschte es sich in fremder Schönheit, und so sank es; germanische Wildheit und Gemütstiefe drang gestaltend und bildend in die Gährung, während der Völkerwanderung, die sich als eine neue Welt ergab, deren Beherrscher nun diese Germanen wurden. Sie waren die Rächer der That des Leonidas und jener Heldenscharen des achäischen Bundes. Ausgeritten während eines Gewitters.

6. Juli: Die Mädchen von Hergensweiler gehen heute mit Kränzen in den Haaren zur Kirche.

13. Juli: Mir träumte von Rom, vom Zirkus, ich kämpfte mit einem Löwen, ich erwachte und sah meinen Schatten deutlich über mir verschwinden. 6—7 früh ausgeritten, dann schlief ich wieder unter der Eiche bis 12 Uhr. Es überfiel mich wieder meine alte Klage: so thatlos vergehen die Tage! Ja, wenn Gedanken sich senkten in die Wage!

14. Juli: Mittags 12 Uhr. Springen in Österreich.

Ich besuche mit meinem Vetter und Hauswirt seine Alpe im Bregenzerwald.

Von Simmerberg führt schöner Weg bis zur Grenze. Überall wird gemäht und Heu eingebracht. Es kommt mir vor, als wär ich in Indien, so braun sind die Männer in ihren Strohhüten; und überall lagern Kühe im hohen Gras.

15. Juli: Gegen 12 Uhr Mittags kamen wir auf der Alpe an. Mein Pferd grast.

16. Juli: Früh $^1/_2$7 Uhr reist der Vetter wieder nach Hergensweiler zurück, ich bleibe. Wieder ein Regentag, ich würde wagen, mich über lange Weile zu beklagen, wenn ich nicht auf der Alp wäre. Vor der Thüre hat ein Rotkehlchen sein Nest, die Jungen sind schon beinahe flügg, die Kühe sehen gut aus und wandeln in träger indischer Ruhe an mir vorüber auf die Weide. Die beiden Ziegen sind sehr höflich. Jetzt wird Feuer zur Käsebereitung angezündet, über dem Feuer hängt der Kessel, 120 Maass Milch enthaltend, die Milch wird bis zu 30 Grad erhitzt, dann kommt Safran und gehackter Kalbsmagen dazu, das dauert etwa 10 Minuten, dann wird der Kessel vom Feuer abgedreht, tiefe Stille herrscht in der Hütte. Das Vieh ist seit einer halben Stunde von der Weide zurück und wird gemolken. Nun ruhen die stattlichen Kühe bei geschlossenen Laden in heiliger Siesta, zuweilen klingt eine ihrer Glocken, das Feuer knistert im Erlöschen. Nach einer halben Stunde kommt der Kessel wieder an die Flamme, inzwischen ist die Scheidung in Molke und Käs eingetreten. Die Mischung wird umgerührt bei 40 Grad Wärme, dann ins Käsetuch eingesammelt, in die Reifform gedrückt und das Serum abgelassen. So bleibt es 24 Stunden hindurch, kommt sodann in den Keller und die Oberfläche wird mit Salz bestreut. Ein Käsleib wiegt 36—40 Pfund, der Zentner kostet 20— 25 Gulden.

Es regnet in Güssen, das Vieh ist wieder auf der Weide. Auch mein Pferd nimmt ein Regenbad.

17. Juli: Heute morgens scheint wenigstens die Sonne, leider aber umzieht noch so drohendes Gewölk den Himmel, dass es sie ganz verschleiert. Der Regen bricht wieder los. Es ist $^3/_4$4 Uhr früh, mein Pferd arbeitet über einer unmässigen Menge Hafer, vor der Thüre wird Butter gerührt, bald wird auch der Kaffee brodeln. Jetzt ist es wieder die andächtige Stunde, in der das Vieh gemolken und dazu das Morgengebet gesprochen wird. Es ist $^1/_2$10 Uhr. Ich unter-

halte mich beinahe ausschliesslich mit den Ziegen, es sind so vollendete Damen, dass ihnen nichts fehlt, als ein etwas besseres Parfüm und passender Anzug. Zwei miteinander in einem Rhythmus wiederkäuende Kühe sehen sich dabei unverwandt an. Dennoch hat die Kuh etwas mürrisches, das Pferd dagegen etwas lustiges, die Ziegen etwas gespreizt aufmerksames; sie nehmen stets eine heuchlerisch überlegene Miene an. Nachmittags bekamen wir Besuch, es kamen ein Pfarrer und blaugestrümpfte, schwarzhosige Nachbarn, odysseische Hochstuber. Das Wetter heitert sich auf; ich ritt abends den sehr steinigen Weg nach Sibratsgefäll hinab und herauf, das Pferd ist sehr wohl und munter, der Kerl grast sich wieder ganz in seine Steppennatur zurück. Was diese Kühe für leuchtende Augen haben!

18. Juli: Wieder Regen und strömender als an einem der Tage vorher. Ich zeichne Fresken an die Wände der Alphütte, ich werde wieder nach Hergensweiler zurückreiten. Erstes Nachtlager in Hüttisau.

19. Juli: Zwischen Opfenbach und Hergensweiler begegneten mir eine Menge Wagen, darin glückliche Väter fuhren und Mädchen mit Kränzen, denn in Lindau war Firmung. Auch in Hergensweiler, als ich ankam, stand ein Festwagen mit Blumen vor der Thüre. Der Abend war noch schön.

20. Juli: Die Lilien stehen in voller Blüte, ein schöner Morgenanblick dem Erwachenden. Mein Pferd war gestern sehr müde, als wir ankamen, es legte sich sogleich nieder. Man erzählte mir, sein Freund und Stallnachbar, der Ochs, habe während seiner Abwesenheit fortwährend vor langer Weile nach ihm gebrüllt.

21. Juli: Früh 4 Uhr aufgestanden, ausgeritten zur Immenmühle, zweimal über die Laiblach. Gebadet.

26. Juli: Ausgeritten, schwüler Tag. Unten an der Säge beim Heuen geholfen. Es giebt nur zwei des Menschen würdige Tode, den auf dem Schlachtfeld und den im höchsten Alter.

29. Juli: Um 9 Uhr ritt ich nach Lindau, traf Stöhr, der, in den Pfälzer Aufstand verwickelt, in die Schweiz geflüchtet war, dann nach Indien in britische Dienste trat, dann nach Sizilien, in den Schwefelminen zu Girgenti beschäftigt, jetzt amnestiert nachhause kam. Er ist so dick geworden, dass ich ihn kaum mehr erkannte. Wir sprachen viel von Herwegh, mit dem er befreundet war; wir blieben lange beisammen.

5. August: Träumte mir folgendes: Meine Gedichte, die ich an meinen Bruder nach Amerika schickte, seien nur bis Stuttgart gelangt, dort wurden sie daguerrotipiert. Es waren dies Bilder, darauf grosse Feldblumen und kleine elfenhafte Gestalten, die sich bemühten, grosse Stiefel anzuziehen. — War der Traum nicht ein Kritiker? Ich hatte nämlich an meinen Bruder nach Newyork geschrieben: „Sehr begierig bin ich, das Blatt zu sehen, in dem die Gedichte, die du von mir erhieltest, gedruckt stehen. Hoffentlich werden sie ins Englische, Spanische, Altmexikanische, und wenn Chinesen gerade in Kalifornien sind, auch ins Chinesische übersetzt, bin ich einmal dort, so rücke ich durchs Indische, Persische, Russische, nach und nach wieder in die deutsche Sprache ein.“

12. August: Abends ritt ich ins rote Kreuz, der Vetter ersteigerte ein Haus in Metzlers. Freund M. spielte die Zither. Im Mondschein nachhause geritten.

22. August: Es heisst, das Jägerbataillon komme nach Lindau, wenn ich ihm zugeteilt würde, das wäre mir sehr angenehm. Ich habe mich der Sanitätskommission vorgestellt, aber noch kein Resultat erfahren. Die Herren sahen mich sehr bedenklich an, als ich meine verbundene Hand zeigte und sagte, es sei eine Brandwunde, die ich mir dadurch zugezogen, dass ich an der Kirchweih meine alte Kanone mit einer Zigarre losgeschossen habe. Es war auch so, die Ladung ging beim Zündloch heraus und verbrannte mir abscheulich die Hand, es war ein rechter Narrenstreich! Ich besorge, man wird daraus auf fortdauernde Geistesgestörtheit diagnostizieren.

25. August: Ein Satyrspiel geschrieben. Ich las noch auf der Alp in einer Zeitung, einem Regierungsblatte, dass sämtliche Hazardspiele in ganz Bayern verboten wurden. Sogleich personifizierte ich die Spiele zu Spielern, liess sie ausgewiesene Vagabunden sein und als solche im Gebirg umherirren. So kommen sie, „Pharao, Basseto, Birribi, Noir", mit einer Gesellschaft kleinstädtischer Naturbewunderer auf meiner Alpe zusammen. Da ergaben sich dann seltsame Szenen.

Die Kurgäste vom nahen Badeort erscheinen auf der Alpe: Frau von Sepisma, Fräulein Caligus, die Gouvernante, Frau von Xyphosura.

Frau von Sepisma.

Ich kann nicht sagen, dass es mir gefiele,
In dieser Luft, sie macht mir nur Aufregung,
Ich bin in einem wahren Nervenspiele.

Gouvernante.

Sie machen viel zu wenig sich Bewegung.

Frau von Sepisma.

Ich gehe täglich nach der Burgruine,
Die mir vom Arzte vorgeschriebene Stunde.
Ich nahm auch zu bereits um sieben Pfunde;
Doch sieh, kommt hier nicht unsere Cousine?

(Fräulein Bertha Caligus erscheint.)

Gouvernante.

Sie sind ja noch im schönsten Negligé!
Ist das ein Anzug für die Promenade?

Bertha.

Ich komm soeben aus dem Bade,
Ich schwamm, was glauben Sie? im Alpensee,
Das Wasser hatte dreizehn Grade.

Frau von Sepisma.

Entsetzlich!

Gouvernante (entrüstet zu Bertha).
Anstatt für Ihre Kur,
Sind Sie besorgt, sich umzuthun
Um Ruf und Ausseh'n einer Pompadour?

Frau von Sepisma.
Ach Liebste lassen wir die Toten ruh'n!
Studieren Sie denn überall Geschichte?

Gouvernante.
Nicht immer, hier zum Beispiel, liebe Nichte!
Hier im Gebirg betreib ich nur
Geologie, Botanik, dieses Jahr
Beschäftigt mich statt Pflanzen und Gestein
Die Fauna ganz und gar.

(Ab mit Bertha.)

Frau von Sepisma.
Die Fauna! Wer mag das nur wieder sein?
Der Name lautet schon so despektierlich.
(Zu Frau von Xyphosura die kommt.)
Ah guten Morgen Beste, wohl geruht?

Frau von Xyphosura.
O ja, Sie auch? Wie hübsch Ihr neuer Hut,
Wie sehr er Ihnen passt! Und dieses Kleid!

Frau von Sepisma.
Es ist mir eigentlich nur leid,
Dass ich nichts bess'res fand von neuen Stoffen.

Frau von Xyphosura.
Vorzüglich ist die Wahl, die Sie getroffen!
Wer ist dort die?

Frau von Sepisma.
Baronin von Cythere.
Sie kennen sie noch nicht, die alte Schere?
Vor ihrer Zunge bleibt kein Mensch in Frieden!
Sie lebt von ihrem alten Mann geschieden,

Der, nebenbei gesagt, ein Schafskopf ist,
Und nichts kann als ein Spielchen Whist.

Frau von Xyphosura.

Wer sind die Fräulein dort, es scheinen Schwestern?

Frau von Sepisma.

Zwei Wassernixen. Denken Sie nur, gestern
Da sie bei uns zum Thee geladen waren,
Da spielt die ältere den schönen Geist,
Und liest, sie zog den Anlass bei den Haaren
Herbei, so, wie es in dem Sprichwort heisst,
Liest ein Gedicht uns vor!

Frau von Xyphosura.

Gewiss recht schlecht?

Frau von Sepisma.

Mich schmerzt noch heut das Ohr,
Sie schrieb auch schon Romane, manchen Band,
Man sagte damals, sie verlege
Wie Hennen überall herum. Ich fand
Noch alles was sie schrieb, ach so gespreizt,
So pseudonym! Sie zeigt sich sehr gereizt,
Wenn man sie tadelt, ist voll Liebesnot,
Und nennt ihr Leben ein verlornes,
Und weil in ihr so heiss die Flamme loht,
So nimmt sie massenhaft Gefrornes.

Frau von Xyphosura.

Es ist ja heutzutage sehr beliebt,
Dass man Gefrornes giebt,
Wenn Verse vorgelesen werden,
Es dient, um zu vermeiden die Beschwerden
Der tiefen Wehmut, die so leicht
Bei lyrischen Ergüssen uns beschleicht.
Ich habe selbst schon manches vorgelesen.
Adieu! (Geht ab.)

Frau von Sepisma.

Hat die ein überlegenes Wesen!
Ich hab zu deutlich wohl mich ausgesprochen
Und in ein Wespennest bei ihr gestochen.

(Geht gleichfalls ab.)

(Nun traten der Generalagent Caligus mit seiner Tochter Bertha und der Lehrer Kuhl mit seinem Zögling auf, dann kommen die verbotenen Hazarde. Agent und Lehrer unterhalten sich über das Bier.)

Caligus.

Wird in der Gegend viel gebraut?

Kuhl.

Sowohl ein weisses als auch braunes Bier.

Caligus.

Und gutes?

Kuhl.

Eine schreckliche Mixtur!
Allein man trinkt es dennoch frohen Mutes,
Die Leute haben eine Pferdsnatur.

(Die hinzukommenden Hazarde als Spieler nähern sich.)

Caligus.

Was kommen da herauf für Leute?

Kuhl.

Schauspieler wie mir dünkt, vielleicht sogar
Der neue Club, für den es heute
Und immer Fasching ist durchs ganze Jahr.

(Die Hazarde stellen sich vor.)

Pharao.

Wir sind unausgeführte Attentate,
Wir sind herabgerissene Plakate,
Wir sind der Andacht unbekannte Stunden
Manch angesehener Person,
Verfehmte dennoch stets ersehnte Kunden.

Landsknecht.

Wir sind Dienstleut, gekürzt um ihren Lohn.

Biribi.

Wir sind des Glücks verstossene Bastarde.

Pharao.

Mit einem Wort verbotene Hazarde.

Caligus.

Bleibt mir vom Leib!

Kuhl.

Nur nie des Spiels gottlosen Zeitvertreib!

(Die Gesellschaft der Kleinstädter zieht sich vor den Spielern zurück, verweigert ihnen den Eintritt in die Alphütte und bewundert die Gegend.)

Kuhl.

Welch eine Aussicht, Wald und ferne Triften
Im Abendglanz! wie gluthumschwommen
Dehnt das Gebirg sich aus! aus jenen Klüften
Zieht ein Gewitter auf.

Bertha.

Wird es kommen?

24. August. Gestern Nachts ritt ich von Roth-Kreuz heim, ich muss mir das Jauchzen auf dem Pferd abgewöhnen, das Echo wird unwillig. Die Feuerspritzen im Dorf werden probiert.

25. August. Gewitter am Morgen. Regen in Güssen. Ich schreibe an meinem Satyrspiel weiter. Fräulein Caligus intressiert sich für Pharao, sie erwirkt beim Papa die Erlaubnis, dass die Spieler auch in die Hütte eintreten dürfen.

Bertha.

Sie heissen also wirklich Pharao?

Pharao.

Gerade so.

Bertha.

Und stammen Sie von Pharaonen,
Von Königen Egyptens ab?

Pharao.

Ha wer
Kann sagen, dass es nicht so sei? die Kronen
Versinken mit Geschlechtern in die Nacht,
Die alles in der Zeiten Dunkel hüllt.
Doch mein Reich, Fräulein, meine Macht
Ist anderer Art, und ganz erfüllt
Vom Drang der Gegenwart, mein ist das Feld,
Auf dem der Dollar umrollt, mein der Rubel,
Mein ist das Lächeln der Zechine, mein
Sind alle Franken, mein die Legionen,
Dukaten und Piaster und Dublonen,
Ich herrsche unumschränkt, ich ganz allein,
Die Leidenschaften, meine Mohren zerren
Gefangene hinter mir einher, versperren
Die Wege dem Gewissen.

(Ein Maler Torklas, ein Studiosus Wecker suchen gleichfalls Unterkunft in der Alphütte. Torklas zeigt seine Skizzen.)

Kuhl.

Ihr Skizzenbuch Herr Torklas, finsterer Geist?

Torklas.

Ja wirklich, schwarz und vorweltfinsterlich
Ist alles was ich male, und beweist
Wie tief mein Inneres zerrüttet ist.
Wer sind denn die da drüben, Musikanten?

Kuhl.

Verkommne Bummler, alte Spekulanten.

Torklas.

Hier seh'n sie Goldberg, wie es schon verschüttet ist!

Kuhl.

Ein schauervolles Nachtgemälde.

Torklas.

Hier ist der Jura, wie er vor der Sündfluth war.
Hier leben noch die Mammuth, Ichthiosauren,
Die ganze Urwelt stellt mit allen Schauern
In diesem Bilde sich gewaltig dar.

Kaligus.

Hier stimmt der Vorwurf zu Talent und Neigung.

Torklas.

Dies ist die jüngste Montblanc-Übersteigung,
Sie seh'n den Führer auf den höchsten Gängen,
Und dort am Strick die Alpenfexe hängen.

Bertha.

Wie zeitgemäss! und dies, was ist denn dies?

Torklas.

Mein Stammlocal, ein wahres Paradies!

(Das Gewitter bricht los, die dämonische Natur der Hazarde erscheint mehr und mehr entfesselt.)

Pharao zu Noir

Alpfee Vereina, wie war ich entzückt,
Als ich Sie neulich wieder hier gefunden!
Sie spielten Ihre Rolle sehr geschickt
Als junge Russin, wie Sie ungebunden
Und eisig waren! höchst charmant!
Ich habe Sie sogleich erkannt!
Wie Sie die alten Narren, eh sie's dachten
Um ihren Börseninhalt brachten.
Sie zogen ausnahmslos die Prinzen
Und Fürsten wie die reichen Juden aus.
Es kommt ja doch aus Vetter Mammons Haus. —
Wie kommen Sie zu diesen Römermünzen?

Noir.

Sie werden wissen, dass ein Saumpfad ging
Nach Süden hier hindurch in alten Zeiten,

Es sind die einzigen meiner Kostbarkeiten,
Die ich aus reiner Hand empfing.

Pharao (lacht.)

Noir.

Dem armen Kaufmann, der am Wanderstecken,
Der auf dem Maulthier hier vorüberzog,
Liess ich mit Nebelflor den Abgrund decken,
Dass ihn das Scheinbild eines See's betrog.
Er stieg hinab, sich und sein Thier zu laben,
Und in Lawinen hab ich ihn begraben.
Seh'n Sie, es blitzt, ich lass mirs nicht entgehen,
Auf einer dieser Bergeshöh'n zu stehen
Und im Gewitter auf den Schwingen
Der Wolken diese Sturmnacht zuzubringen.

Pharao.

Ich werde, wenn es Ihnen angenehm,
Zu diesem Schauspiel sie begleiten,
Sie sollen dann ein neues Diadem
Von mir erhalten, das ich aus dem Eise,
Wo niemals wird ein sterblich Wesen schreiten,
Verfertigen liess.

Noir.

Ich freu' mich auf die Reise.

Studiosus Wecker (tritt auf.)

Ha! welche Nacht! hernieder
Du Himmelsglut! In einen Helikon
Verwandle dies Gebirg, und hohe Lieder
Erweck' in meiner Brust, im tiefsten Mark
Durchschauert fühl ich mich, so frei, so stark!
Als leb' und stürm's in mir. (eilt hinaus.)

(Aus dem Felsen vor der Alphütte und aus den Alpenblumen steigen Geister auf.)

Zechine.

Hört die Donner, seht die Blitze
Offen steht der Berge Thor,

Auf zum Tanz, zur Felsenspitze,
Kommt zum Reigen schwebt empor!

Dublone.

Schwer zwar bin ich, dennoch lass ich
Mich verlocken, folge gern.
Deinen Arm Zechine fass ich,
Folge dir zu deinem Herrn.

Dollar.

Nicht mehr Herzen zu bethören,
Schwingt euch aus dem Erz heraus,
Eilet, wo wir hingehören
Heim in unser altes Haus!

Zechine.

Der mit seiner Heufischnase,
Seinem dicken Zottelwanst,
Gilt uns nicht mehr, liebe Base,
Auf, hinweg, so flink du kannst!

Königskerze.

Was sind das für holde Fee'n?
Schöneres hab' ich nie gesehn,
Goldnes Kind darf ich dir nah'n?

Piaster.

Fliehe mich, ich heiss' Piaster,
Und ich bin ein hartes Laster,
Bist du nicht der Löwenzahn?

Königskerze.

Nein, ich bin die Königskerze
Wer ist die dort?

Dublone.

Die Sesterze,
Eine stolze Römerin,
Ehmals war sie etwas Grosses.

Sesterze.

Schweig' Lästermaul, du loses,
Du kennst freilich nur Gewinn,
Ich war eine Grabeshüterin,
Kostbar war es, was ich trank;
Thränen trank ich, heissen Dank.
Sieh hier meinen Dreifuss!

Königskerze.

Ist er schwer?

Sesterze.

Wer ist der?

Königskerze.

Jener Kleine heisst der Beifuss,
Ein gar sehr berühmter Mann,
Der den Menschenkindern
Schmerzen lindern,
Müdigkeit vertreiben kann.

Beifuss.

Glaubt ihr denn, ich kenn euch nicht,
Ihr seid Silberzwerge
Von dort drüben aus dem Berge.

Torklas.

(Oben im Heu ächzt.)

Wie das verfluchte Heu mich sticht!
Hier ist's weit ärger noch als in Tyrol.

Sesterze.

Ihr Blumenfeen lebt wohl!

Torklas.

Ich höre Stimmchen, leise wie von Schwingen
Durchzittern sie den Raum, so lang es rollt
Hört ich noch nie so schön das Gold erklingen.
O! hätt es doch zu mir gewollt! —
Ach was, es würde doch bei mir nicht bleiben!

Kuhl (oben.)

Ich muss mich auch schon wieder reiben,
Gar keine Ruh!

(Heftiger Blitz und Donnerschlag.)

Und dies Gewitter noch dazu!

Bertha.

Um Himmelswillen!

(kommt herab und klammert sich an Pharao.)

Pharao.

Den Donner können wir nicht stillen.

Caligus.

Kreuzdonnerwetter, das ist eine Nacht!

Kuhl.

So, sind Sie auch schon aufgewacht?
Die Luft ist voller Elektrizität.

Caligus.

Wenn nur der Heustock nicht in Brand gerät!

Kuhl.

Doch für die Fluren sehr gesegnet.

Caligus.

Ich fürchte, dass es durch die Balken regnet. —

Der Tag bricht an, die Gesellschaft versammelt sich in der unteren Stube. Das Gewitter hat aufgehört. Da tritt der Senn ein und bringt die traurige Nachricht, dass ein armer Mann, ein Führer, während des Gewitters abgestürzt sei. Es wird für seine Hinterbliebenen gesammelt, alles giebt, nur die Hazarde zeigen sich hart und von dämonischer Herzlosigkeit. Sie spotten über den Unglücklichen, er sei ein Lump, ein Schnapstrinker gewesen, dadurch verlieren sie alle Sympathien und werden hinausgejagt.

Damit wäre das Satyrspiel zu Ende gewesen, aber der Schluss genügte mir nicht, ich dachte, es solle mir noch was besseres einfallen.

27. August: Ruhiger, gleichmässiger Tag, mit etwas Regenwetter. Der König von Preussen kam von Hechingen über Lindau nach Staufen gefahren. Ich sah auf der Post die zurückkehrenden Pferde.

31. August: Mein Bruder Julius wird mich besuchen, er schickte seinen Reisekoffer voraus; es regnet in Güssen.

4. September: Julius überredete mich, nochmals eine Partie, und zwar mit ihm, auf die Alpe zu machen. Ich willigte gern ein.

7. September: Ritt während der Vesperzeit durch den Wald und hörte die Musik aus der Kirche.

16. September: Am Donnerstag machte ich mich nochmals auf den Weg zur Alpe. Hinter Springen verirrte ich mich und ritt eine der schrecklichsten Steigen hinab; es war schon dunkel, bei jedem Schritte musste ich fürchten, das Pferd stürze mit mir in den Abgrund. Abends nach 9 Uhr kam ich nach Krumbach. Der Mond glänzte im reinsten Licht, ich ritt über den Kirchhof ins Wirtshaus, wo bereits alles schlief. Des anderen Morgens ritt ich nach Sibratsgefäll und von da auf die Alpe. Kaum zwei Stunden später traf auch mein Bruder mit zwei Freunden ein. Abends wurden Pfänderspiele mit Sennerinnen die aus den Nachbars-Sennereien herüber kamen, gespielt, später wurde auch getanzt. Als die Schmelgen heimkehrten, hörte man noch lang ihr Jodeln und Jauchzen.

18. September: Machte ich mich wieder auf den Rückweg. Ich fragte noch vorher den Senn, ob er nichts von der Gesellschaft gehört habe, die einmal während eines Gewitters bei ihm übernachtete. Er wollte nichts davon wissen. So dachte ich mir denn selbst etwas aus, während ich den Berg hinunter ritt.

Pharao.

Sie seh'n, man wirft uns überall hinaus,
Und überall sind wir bereits verwiesen.
Was ist zu thun? ich denk wir wandern aus.

Noir.

Ich mag nicht, nein!

Pharao.

Sie haben noch Caprizen!

Noir.

Ich habe keine Lust, in Mietkasernen,
Die zwanzig Stock hoch sind, herumzuzieh'n,
Seekrank zu werden und zu lernen,
Wie man Tabak kaut mit Genuss. Fahr hin!

Basseto.

Sie sollen einen andern Vorschlag hören:
Wir reisen in den Orient, mich zieht
Ägypten an, ich möchte darauf schwören,
Dass dort in Bälde viel geschieht.
Wir mieten uns ein Schiff und segeln
Nach Syrien hin, nach Palästinas Strand.
Europa bleibt den Karten und den Kegeln
Wir eilen in des Schachspiels Vaterland.

Noir.

Nach Indien? nie!

Pharao.

Befürchten Sie vielleicht
Den Flammentod der Wittwen?

Noir.

Nein, es schleicht
Und kriecht mir dort zu vieles, zum Exempel
Die Cobra —

Pharao.

Weil sie dir ein wenig gleicht.

Noir.

Und diese scheusslich dummen Götzentempel!
Zuwider sind mir auch die Elefanten.

Biribi.

Mit mir komm! komm mit nach Paris Noir!

Noir.

Ja nach Paris, da wimmelts von Bekannten.
(Sie stürzt sich in seine Arme.)

Bassetto.

Wohlan denn, statt auf Dromedaren
Die Wüste zu durchzieh'n, mit Pfauenfedern
Nach Tisch zu spielen, faul' in kleinen Bädern,
Sing' in den Cafés, sing' zehntausendmal
Dasselbe Lied und geh im Einerlei
Der ekligsten Vergnügungssucht zu Grunde!

Noir.

Wir bleiben nicht an einem Orte — ei
Wir halten Papageien, Affen, Hunde.

Biribi.

Wir gehn nach London, Petersburg, Berlin,
Neapel, Rom, Florenz, Venedig, Wien.

Noir (zu Pharao).

Und Sie, warum so finster? ach, Sie grollen
Doch nicht mit mir?

Pharao.

Geh' nur, lass mich!

Noir (kommt auf ihn zu).

Sie werden uns doch nicht verleugnen wollen?
Sie lassen uns doch nicht im Stich?

Biribi.

Wir setzen über auch nach San Francisko,
Wir schwindeln aller Welt das Geld heraus
Und leben überall in Saus und Braus.
Ich nenne mich auf spanisch Don Fabrisko,
Und meine Villa nenn ich Mammonshaus.

Pharao (schleudert ihm Noir zu).

Da nimm auch diese Hexe mit! —
Und ich werd auf dem Karmel Eremit.

29. September: Ich schrieb in diesen Tagen einige Szenen am Catilina. Erstes Auftreten Ciceros, Catilinas Rechtfertigung vor dem Senat. Die Wahl auf dem Marsfeld.

25. Oktober: Heute ist der Tag, an dem die Sicheln und Sensen feierlich aufgehängt werden. Ich übersetze einige Kapitel aus Tacitus.

Hier enden die Aufzeichnungen meines Tagebuches in Hergensweiler.

Es traten Ereignisse ein, die so wichtig für mich waren, dass ich weder Lust noch Zeit fand, weiter daran zu schreiben. Anfangs November erhielt ich die Nachricht, dass ich definitiv in Quiescenz gesetzt wurde. Ich wollte Schritte dagegen versuchen, aber meine Kollegen rieten mir davon ab. Was soll ich nun thun, fragte ich mich, soll ich in Hergensweiler bleiben, oder den Fusstapfen aller Pensionisten folgen und nach München sitzen? Das Schicksal entschied. Mit dem Bau der Eisenbahn Kempten-Lindau kamen Ingenieure nach Hergensweiler und logierten sich im Gasthause meines Vetters ein, zu längerem Aufenthalt, wie es schien. Nun war meines Bleibens nicht mehr, ich sah wohl, dass ich Platz machen müsse, hatte ich doch lange genug Unruhe ins Haus gebracht. Auf dem Lande aber wollte ich bleiben, ich dachte daran mich anzukaufen und zu — heiraten.

Briefe meiner Verlobten bestärkten mich in diesem Vorsatz, sie enthielten Klagen und Wünsche, sehnsüchtiges Verlangen nach endlicher Verbindung. Die Eltern waren gestorben, die Krankheiten hatten viel Geld gekostet, man hatte auf das Heimathaus Geld aufnehmen müssen, es war hohe Zeit, dass ich hilfreich eintrat. In diesem Sinne schrieb ich nach Füssen und erhielt die freudigste Zustimmung. Ich zog meinen Vetter und seine Frau, die ja Geschwisterkind mit mir war und stets ein wohlwollendes Herz für mich be-

wiesen hatte, zu Rat, und sie billigten meinen Vorsatz, nur sollte ich auch meine Tante von dem Entschluss unterrichten und ihre Zustimmung erholen. Dies that ich denn auch, und der Vetter reiste mit mir nach München. Die allzeit gütige Tante machte nur Bedenken über das kleine Einkommen geltend. Das nach der Mutter Tod und der Teilung mit den Brüdern auf mich gekommene Vermögen warf nur geringe Zinsen ab. Die Pension war auch sehr schmal. Wie da leben? Ich besiegte diese Besorgnisse, indem ich auf schriftstellerische Nebenverdienste hinwies und die Herausgabe meiner Gedichte in Aussicht stellte. So gewann ich ihre Einwilligung. Um das Geschäftliche in Ordnung zu bringen, reiste ich nach Füssen. Ich fand dort Bekannte von Vaters Zeit her, Beamte, die mir hilfreiche Hand boten. Auch mit den Verwandten meiner Zukünftigen trat ich in nähere Beziehungen, sodass ich bald eine ausgiebige ärztliche Praxis hätte gewinnen können, wenn es mir erlaubt gewesen wäre, sie auszuüben. Wirklich waren mir ein paar glückliche Kuren gelungen, aber ich merkte wohl, dass mir daraus Missgunst und Neid erwuchs, und so kürzte ich meinen Aufenthalt ab, der mir doch keinen dauernden Erwerb in Aussicht stellte, und reiste wieder nach München zurück. Hier war unterdes die Berufung von norddeutschen Gelehrten und Dichtern erfolgt. Dönniges, Geibel, Bodenstedt, Siebel, Liebig waren in Amt und Würden eingesetzt worden, und die Gunst des Königs hatte sich diesen bedeutenden Männern in hohem Grade zugewandt. Meine Gedichte lagen indes noch immer da und dort herum, an Versprechungen, sie bei einem Buchhändler zu befürworten, fehlte es nicht, aber die Versprechungen erwiesen sich als eitel, ich hoffte, und hoffte vergeblich. Viele hielten meine Ansprüche für die sichersten Beweise meiner geistigen Störung. Welche Narrheit, hiess es, er will ein Dichter sein, dazu gehört mehr! Nur mein Freund Fernbacher, der immer treu an mir festhielt, entdeckte endlich einen jungen Mann Namens Kirchner, der mit Geibel bekannt

war. Diesem wurden die Manuskripte übergeben, er brachte sie zu Geibel, Geibel las sie und versprach sie an Cotta zu empfehlen. Diesmal war das Versprechen kein leeres. Vielleicht erinnerte man sich in Stuttgart auch noch meiner einst im Morgenblatt erschienenen Gedichte. Kurz, mein jahrelang ersehnter Wunsch neigte sich seiner Erfüllung zu. Aber noch gab es Stunden bangen Zweifels, Furcht vor getäuschter Hoffnung. Ich erinnere mich wohl, wie ich eines Tages zu Geibel sagte: „Ich fürchte sehr, es wird wieder nichts daraus," und dieser mir antwortete: „Lingg, ich glaube, Sie sind nicht recht gescheit." —

Was ich damals schrieb, blieb alles, Prosa wie Poesie, Bruchstück: Aphorismen, rasch hingeworfene Gedankensplitter, kurze Beobachtungen, auf Zettelchen in die Brieftasche, flüchtige Bemerkungen. Ich trieb allerlei durcheinander, ich übersetzte Briefe meiner Verlobten ins Lateinische, studierte Anatomie des Ohres, repetierte mathematische und geographische Studien, zeichnete und raste Nachts im Schneegestöber oft stundenlang umher. Die Unruhe in meinem Innern war zu gross. Einige der Aphorismen mögen hier als bezeichnend für meine damalige Stimmung Platz finden:

„Die werdende Liebe ist die stillste. Den Blumen in diesem Frühling kann das Sonnenlicht noch gefährlich werden".

„Die Unsterblichkeit der Seele ist ein Krystallisationsprozess, die im Tod von einem Individuum gelöste Seele schliesst sich verwandten Teilen eines anderen geistigen Organismus zu Neubildungen an."

Ruhiges Beharren, Festigkeit des Selbstbewusstseins, heiliger Schutz und Schirm des vernünftigen Geistes, erst wer dich verlässt, verfällt den finsteren Gewalten des Wahns? Wahn und Hölle sind gleich bedeutend.

Mitternacht wie kannst du kennen
Meine Hoffnung, da kein Stern am Himmel ist?
Einst will ich ein schlafend Glück dich nennen,
Wenn der Himmel meiner Bitten nicht vergisst!

An die Verlobte.

Mich kränkts schon, wenn du einem Kirchengange
Dein Herz mehr zugewendet hast als mir,
Ich brenne dann, ich dürste, beb' und bange;
Ich bin wie ein gebundnes Opfertier.
Ich würde gern der Stein, den morgens frühe,
Wenn du zum Brunnen gehst, dein Fuss betrat,
Gern, dass sie bälder dir entgegenblühe,
Die du am Abend zudeckst, deine Gartensaat. —
Es sind nicht mehr die früheren Sonntagsglocken,
Es ist nicht mehr der früh're Sonnenglanz,
Es ist nicht mehr das einstige Frohlocken,
Nicht mehr derselbe Jugendblütenkranz,
Nur unsere Liebe noch, nur sie allein
Wird immer noch dieselbe sein.

„Die Bildung des Schmetterlings, sein Raupendasein, seine Einpuppung, sein Ausfliegen, ist ein liebliches Geständnis der Natur von sich selbst. Kann ein Juwelier seine Smaragden und Rubine besser auslegen, als sie sich und ihren Schmuck, den sie erklärt, während sie ihn in der Arbeit hat."

Der zweite Dezember.

Dezember ist's, Cäsar, bekränz die Schläfe!
Begrüss' dein Volk, er war ja nur die Hefe,
Die massakrirt war im Carré!
Nimm um den Hermelin, und zieh die Schuhe
Des Oheims an, vergönne dir jetzt Ruhe,
Aufs Marsfeld fällt der erste Schnee.
Nun sind sie dein, die Adler und Legionen,
Und die Ersparnisse, die Millionen,
Und du bist endlich Herr und gross!
Sogar der Häuptling mit dem weissen Burnus
Nimmt als ein afrikanischer Saturnus
Auf deinen Namen und dein Glück ein Loos!

Als ich zum erstenmal Geibels Wohnung betrat, war alles: Einrichtung, Begrüssung, Inhalt und Gegenstand der Unterredung, alles so, dass ich mir sagen musste: hier wohnt ein Dichter. Nachdem ich jahrelang nur Kaserne, Hospital

und Wirtshaus kennen gelernt hatte, sah ich mich jetzt auf der Poesie eigenem Grund und Boden und sagte mir, hier ist ein Dichter zuhause. Hier ist die Poesie nicht mehr die verbotene Frucht, sondern der haushaltende gute Genius. Bei mir sah es allerdings etwas weniger komfortabel aus. Ich hatte eine kleine Wohnung an der Nymphenburgerstrasse mit drei kleinen Zimmern gemietet, in die ich bald meine Braut als junge Hausfrau einführte. Einrichtung und Wohnung waren sehr einfach, ein grosser Holzkoffer, über den mein Seemantel von Livorno ausgebreitet lag, stellte das Sofa vor, ein mächtiger Bücherschrank, Tisch und Stühle waren die vornehmsten Inventarstücke. Meine Hausgenossen waren ein Kater und eine Eule; letztere, ein Geschenk von Freunden, war mir eine angenehme Reminiszenz an Rom, wo man sie fast vor allen Tischlerwerkstätten auf einer Stange sitzen und die Augen rollen sieht, vielleicht noch eine Erinnerung an das alte Rom, und dorthin als eine von Athen durch Eingewanderte aus Hellas mitgebracht.

An das Fenster dieser zu ebener Erde gelegenen Wohnung klopfte eines Tages Emanuel Geibel und brachte mir die frohe Botschaft, dass meine Gedichte mit seiner Vorrede bei Cotta erschienen seien. Es war zur Osterzeit. Jetzt hiess es Lätare und Jubilate. Die Aufnahme war eine sehr günstige beim Publikum und bei der Kritik. Sogar der gefürchtete Wolfgang Menzel zeigte sich freundlich und hob besonders meine landschaftlichen Gedichte lobend hervor. Einladungen, Zuschriften, Aufträge kamen von überall her. Wiener, Berliner und Prager Blätter forderten mich zu Beiträgen auf. Der Gipfel des Ganzen aber war eine Audienz bei König Maximilian II. Der König war huldvoll und gnädig, er nahm selbst mein Gedichtbuch von mir entgegen und sprach sehr freundliche Worte. Unter anderem fragte er mich, ob auch Liebesgedichte dabei seien, worauf ich erwiderte: „O ja Majestät, es sind einige dabei.“ Schon der Gang in den Audienzsaal hob mein Selbstgefühl mächtig,

die stolze, prachtvolle Umgebung in den Gängen, die Hartschire, welche die Honneurs machten, die herrlichen Gemälde und Büsten in den Vorzimmern — ich war in eine neue Welt eingetreten, in eine Welt voll Glanzes und stolzer Anregung. Und als ich nachhause kam, wie freudestrahlend begrüsste mich meine gute Tante und meine zukünftige Frau, wie glücklich waren sie durch die überraschende Gunst, die mir zu Teil geworden!

Ein Beleg für die wohlwollende Beurteilung, womit überall in der Gesellschaft meine Gedichte aufgenommen wurden, ist ein Brief, den der berühmte Kunstkenner Ernst Förster an seine in Dresden lebende Schwester schrieb:

„Eine neue literarische Erscheinung bewegt die Gesellschaft, es sind die Gedichte von Hermann Lingg. Ich musste auch einige des Abends vorlesen und begeisterte damit die Damen, sodass sie fast das Nachhausegehen darüber vergassen. Hier ist eine poetische Vollkraft, am stärksten in tragischen Schilderungen und historischen Situationen, aber auch ergreifend im Ausdruck, in tiefer und wahrer Empfindung. Dabei ist der Dichter mit seltener Sprachkraft ausgerüstet, die nicht nur den Reim wie im Spiel handhabt, sondern dem Gedanken in eigenster feinfühlender Weise Form und Farbe gibt. Ihr werdet dieses Buch durch- und wieder durchlesen."

Der Sommer, der so schön begonnen, der die erste Kunstausstellung im Glaspalaste gebracht hatte, wurde durch die entsetzliche Nachricht vom Auftreten der Cholera getrübt. Mitten in den Schrecknissen der ersten Wochen dieses furchtbaren Ereignisses feierte ich meine Vermählung. An einem Altar der St. Bonifaziuskirche wurde ich mit Seraphine getraut. Zeuge waren mein Freund Fernbacher und meine Tante Rosine, die ihre Thränen nicht zurückhalten konnte. Die ganze Handlung verlief sehr einfach, es war, wie ich später in einem Lied „Ein armes Brautpaar" sagte:

Ein Röschen, meinethalben,
Sonst nichts zum Hochzeitsfest,
Wir sind nur Kirchenschwalben,
Wir haben nur ein Nest.

Nachmittags wurde ein Ausflug an dem schönen Ufer der Isar nach Grosshesselohe gemacht. Ein Ausflug nach Lindau, woselbst mein Bruder gleichfalls Hochzeit hielt, um dann mit seiner jungen Frau nach Amerika zu schiffen, unterbrach auf einige Tage die Flitterwochen. Voll Besorgnis für die Meinigen, kehrte ich sobalt wie möglich nach München zurück, aber es war indes Niemand im Hause erkrankt gewesen, und auch die übrige Zeit, während die Krankheit grassirte, blieben wir von ihr verschont. Ich setzte nun ruhig meine Arbeit an den Gesängen der Völkerwanderung wieder fort. Zu den erfreulichen Folgen der Herausgabe meiner Gedichte verdient vor Allem erwähnt zu werden, dass der für Wissenschaft und Kunst so thätige Monarch, der gütige König Max II. mir einen Jahresgehalt verlieh, der jeder Bedrängnis mich enthob und eine sorgenfreie Existenz mir sicherte. Man sagte mir später, Geibel, Thiersch, Liebig, Kaulbach und vor Allen Pettenkofer seien es gewesen, die einen diesbezüglichen Vorschlag dem König unterbreiteten, dem dieser, wie er selbst gegen mich äusserte, als ich ihm meinen Dank darbrachte, gern seine Genehmigung erteilte.

Ob damals schon das Krokodil bestand, ist mir nicht erinnerlich, jedenfalls erwies es sich im Lauf der Jahre als die bedeutendste literarische Vereinigung in München und konnte gewissermaassen als die Nebensonne der Tafelrunde gelten, die um die Person des Königs versammelt, aus Künstlern und Gelehrten bestand, zu der auch Paul Heyse gehörte, der von Berlin nach München übergesiedelt war. Später traten dem Krokodil bei: Dahn, Grosse, Hopfen, Hertz, Leuthold, May u. A.

Mit Geibel kam ich öfters zusammen, ich bedaure, dass

ich mir keine Aufzeichnungen über unsere Gespräche gemacht habe, nur so viel kann ich sagen, dass der Umgang mit ihm stets von seiner aufrichtigen Freundschaft zeigte, für mich fördernd und belehrend war, wie ich ihm hinwieder auf's Innigste in Dank und Verehrung zugethan blieb.

Eines Tages berief mich Dingelstedt, der damals Indendant der Hofbühne war, auf sein Bureau und übertrug mir die Abfassung eines Prologes zum Andenken Platens, gelegentlich der Enthüllung seines Monumentes. Nebenbei frug er mich auch, ob ich noch nichts Dramatisches geschrieben habe? Ich sagte, ja, einen Catilina. Ob auch Volksszenen darin vorkämen, war seine zweite Frage; als ich auch die bejahen konnte, liess er mich den Wunsch erkennen, er möchte das Drama sehen. Ich erbat mir einige Zeit, weil alles, was ich bisher daran geschrieben, noch recht ungeordnet sei. Das wurde bewilligt und mir dafür und für den bald darauf eingebrachten Prolog eine Karte mit bedingtem freien Eintritt ins Hoftheater eingehändigt. Das schien mir eine grosse Gunst des Glückes, ein verheissungsvoller Anfang.

Im Sommer des folgenden Jahres unternahm ich mit meinem Bruder Julius eine Partie ins bayrische Hochland, wir bestiegen den Hochgern und zündeten anf der Höhe ein Feuer an, dem bald von einem anderen Gipfel ein heller Gruss entgegen gebracht wurde.

Über der Felsenwand
Seh ich Berggeister kauern,
Schürend einen Feuerbrand
Zwischen den Felsenmauern.

Schwarz ist das Gesträuch
An den Abgrundklüften,
Wie ein See wogt bleich
Nebel in den Lüften.

Mit Bruder und Schwägerin machte ich im Herbst eine kleine Reise in die Schweiz, ins Berner Oberland, an den

Thuner und Brienzer See, um dort einen Freund aus der Schulzeit zu besuchen, der damals Kapitän eines Dampfschiffes auf dem Brienzersee war. Da gerade damals in Paris die Weltausstellung stattfand, so war Bern von Fremden überfüllt, noch spät Nachts standen die Wagen in den Strassen an, wie bei einem Hofball in der Residenz. Gewaltig überraschend war für mich der Anblick der Jungfrau, als ich zu Fuss von Bern nach Thun wandernd um die Ecke eines Waldes bog und plötzlich die schneebeglänzten Gipfel hoch über die unter ihnen dahinziehenden Wolken ragen sah.

In Interlaken erblickte ich zum erstenmal das Alpenglühen. Viele halten den Widerschein der Abendröte an den Alpen für das Alpenglühen. Dem ist aber nicht so. Das Alpenglühen zeigt sich erst, nachdem schon lang Thal und Höhe ins Dunkel der Nacht gesunken sind, geisterhaftbleich erscheint es, blassrötlich, gelb, violett dehnt es sich an den Gletschern aus und erstirbt nach etwa zehn Minuten, erlöschend wie ein edles Leben, wie eine träumerische hohe Liebe. Überwältigend versetzte es mich in andachtsvolle Stimmung, die ich in einem Gedichte, das ich später veröffentlicht habe, wiederzugeben suchte. Es ist eine jener Naturerscheinungen, die durch ihr geheimnisvolles Aufleuchten etwas so Anziehendes haben, etwas was die Seele mit heiligem Schauer erfüllt und ein unauslöschliches Erinnerungsbild in uns zurücklässt.

Anfangs des Winters 1857/58 kaufte ich ein Häuschen mit kleinem Garten an der Nymphenburgerstrasse. Es lag näher bei der Stadt als dasjenige, worin ich bisher in Miethe gewohnt hatte, und wurde von mir hauptsächlich deswegen gewählt, damit meine heranwachsenden Kinder nicht so weiten Weg in die Schule hätten. Auch der Garten, an der Mittagsseite gelegen, trug dazu bei, dass ich dieses Anwesen erwarb, ich wollte Bäume pflanzen und Blumen ziehen, es sollte werden wie auf der Achbrücke. Ich liess mir des-

halb von Lindau Ziersträuche, Reben und Spalierobst kommen; ich kaufte mir Erde in das neuerworbene Grundstück, düngte fleissig und handhabte tüchtig mit Spaten und Rechen. Damit aber das Kapital, das auf dem Hause lag, sich verzinse, so beschlossen meine Frau und ich die Wohnung zu ebner Erde zu vermieten.

Ein pensionirter Gerichtsdiener war unser erster Einmieter, und seine erste Forderung, die er als solcher stellte, war die, dass wir die Fenster mit Eisenstäben vergittern liessen. Auch er wollte, wie ich an meine Achbrücke, so an die schöneren Jahre seines Lebens und seiner Thätigkeit im Amtsgebäude des Kgl. Landgerichts erinnert werden.

Sein ehemaliger Beruf wirkte jedoch bald so stark nach, dass er uns, seine Hausleute, wie seine Gefangenen betrachtete. Besonders stark erwies sich die Ehehälfte in Schärfe der Behandlung und in steigender Anmaassung. So sollte im Hofraum, wenn sie ihre Wäsche zum Trocknen hing, kein Holz gespalten werden, weil ein Splitter davon ihre reine Wäsche beschmutzen könnte. Das wurde mir denn doch zu arg, ich gedachte Hausrecht brauchen zu müssen, und kündigte. Dann zog ein Künstler ein, der bat sogleich, ich möge um Himmelswillen die Eisengitter entfernen lassen, er komme sich wie ein Gefangener vor. Diesen Wunsch gewährte ich gern, und lange Zeit lebten wir in besten Einvernehmen mit dem Maler und seiner Familie, ja noch besteht ein brieflicher Verkehr zwischen uns. Er ist nämlich inzwischen nach Amerika ausgewandert, die älteste Tochter wurde Gouvernante und kam als Erzieherin zu einer französischen Familie nach Sedan.

Dort machte sie die Belagerung durch und stellte sich nach Übergabe derselben dem General von der Tann, ihrem Landsmann, vor. Sie erwirkte einige Erleichterungen für die Familie, bei der sie war. Jetzt ist sie glücklich und in guten Verhältnissen in Amerika verheiratet und für das Bekanntwerden meiner Schriften dort lebhaft thätig. Sie selbst hat

ihre Erlebnisse während der Belagerung von Sedan anziehend beschrieben.

Mein nächster Einmieter war ein Journalist, und der wünschte seltsamerweise die Eisengitter wieder, denn es spukte bei ihm ein wenig im oberen Stübchen, wie der Volksmund sagte. — Auch hatte er seine guten Gründe für die Vergitterung. Ein beleidigender Artikel in seiner Zeitung war Ursache, dass ihm sollten die Fenster eingeworfen werden. Dieses Schreckniss wurde durch meine Bemühung glücklich abgewendet, denn der Schaden hätte doch vorzugsweise mich, den Hauseigenthümer betroffen.

Meine Beschäftigung mit den Pflanzen im Garten brachte mich wieder zur Botanik. Es waren schon viele Jahre verflossen, seit ich Vorlesungen über Botanik gehört hatte, und man vergisst so leicht in dieser Wissenschaft. Ich fing also wieder an, Pflanzen zu sammeln und zu bestimmen. Exkursionen in die an alpiner Flora reiche Umgebung Münchens knüpften sich daran. Die hierfür bestimmten Nachmittage in Begleitung Freund Fernbaches und eines Provisors aus der Hofapotheke, Bernhard, waren immer ebenso lehrreich wie unterhaltend. Einkehr in einem Landwirtshaus am Saum des Waldes oder an der brausenden Isar, wo die gesammelten Pflanzen geordnet wurden, bildete gewöhnlich den Schluss des Ausfluges. In meinem Garten legte ich ein Miniaturgebirge an, worin Exemplare der Alpenflora gehegt wurden, ein Apotheker aus Mondsee beschenkte mich mit seltenen, von den Spitzen der Berge herabgeholten Pflanzen. Dabei kamen auch mehrere Gedichte zum Vorschein, als: Edelweiss, Espe, Blumenuhr u. a.

Als mein Bruder Julius nach Vorderburg, am Fusse des Grünten im Algäu, als praktischer Arzt kam, und ich ihn dort besuchte, bereicherte ich mein Herbarium und meine Kenntnisse manigfaltig und kehrte stets mit reichlicher Ausbeute von den umliegenden Höhen zurück.

Im Juni 1858 erschien ein Bericht des dramatischen

Preisgerichtes in München. Unter den Namen der von der Beurteilungs-Commission ausgelesenen Stücke war auch der meines Catilina. Ich überarbeitete das Stück nochmals gründlich mit Zulegung der bisher durch den Besuch des Theaters erworbenen Bühnenerfahrung und liess es im Druck erscheinen. Zur Aufführung kam es jedoch erst am 19. Dezember 1866, worüber später.

Man kann den Charakter Catilinas nicht besser schildern, als es sein grösster Gegner nach dem Sturze der Verschwörung gethan hat. Er besass Merkmale aller Anlagen zu grössten Tugenden, sagt Cicero von ihm, aber alle waren sie verdunkelt von seinen Fehlern. Diese Worte waren mir Richtschnur bei Zeichnung meines Helden. Kein Erlöser und Befreier, wie er manchen erschien, aber auch kein Niederträchtiger und Bösewicht war er, und Gutes und Böses waren in ihm gemengt, Züge von wahrer Grösse und tiefster Verworfenheit, schuldvolle Tage hinter sich und das Streben nach höchsten Vorzügen, Edelmut und dämonische Tücke, das beste Wollen und wilde Zerstörungslust — so stellte ich mir diesen Römer vor, einen Vorläufer der Cäsaren und Erben der alten republikanischen Grösse. Dass in einer Zeit beginnenden Verfalles die schuldige Hand, die gebrochene Kraft nach dem Rettungsschwerte greift, dass Catilia eine ihn anklagende Vergangenheit hinter sich, ohne das Vertrauen seiner Mitbürger erringen zu können, sich an die Spitze des Staates zu stellen unternimmt, dass er darüber und an dem Zwiespalt in ihm selbst zu Grunde geht, ist gewiss ein tragischer Vorwurf. Wie modern der Inhalt der Tragödie war, bewiesen Jahre hernach die Schreckensszenen der Commune in Paris.

Bald nachdem ich mein Drama in seiner Umarbeitung eingereicht hatte, begann ich ein Neues, es hiess die Walküren. Noch während meines Aufenthaltes in Hergensweiler hatte ich mich vielfach mit der nordischen Mythologie beschäftigt. Namen der Ortschaften mahnten an altheidnisch

Germanisches, auch die Gegend, die düstern Waldungen, die mit Birken bestandenen Torfmoore stimmten dazu. In meinem „Ersch und Gruber“ stiess ich auf die nordischen Sagen, und die Arbeiten an der Völkerwanderung trugen ebenfalls das ihrige dazu bei. Es sollte, was ich jetzt in Angriff nahm, ein Doppeldrama werden und auf einer Doppelbühne sich abspielen, wie in den alten Fastnachtsspielen, worin ein Oben und Unten, Himmel und Hölle vorkommt. Ausgehend von der Anschauung, dass auch in den Eddaliedern, deren Spuren in den Kämpfen der Völkerwanderung zu suchen sind, verlegte ich in diese Heroenzeit die Handlung meines Dramas, welche nun als eine mythische und historische zugleich vor sich geht. Oben die Mythe: Der Held raubt mit seinen Brüdern die Schlachtjungfrauen; infolgedessen unten das Unglück bei den Tapferen und Sieg der Schlechten. Ferner oben die Befreiung der Walküren und deshalb Rückkehr des Sieges zu den Tapferen, und als Sühne der Heldentod dessen, der die Schlachtjungfrau geraubt hatte. Nun führt sie ihn, der als Held gefallen ist, nach Walhalla. Der Sieg kehrt wieder zu den Germanen. Als Vers hatte ich zum grossen Teil den Nibelungenvers und zwar auch im Dialog angewendet. Man sieht, die Anlage war bedeutend und zeitgemäss, man könnte fast behaupten, es lag etwas Vorhersagendes darin.

Seit meine Gedichte mehr und mehr bekannt wurden, kam ich in Kreise der höheren Gesellschaft, ich wurde zu Thees eingeladen, zu Lesung dramatischer Werke mit verteilten Rollen und lernte Berühmtheiten von Nah und Fern kennen; unter anderen auch Oskar von Redwitz, von dem ich mir notirte: „er scheint ein jovialer Mann zu sein, von gutem Humor, der gern ein wenig renommirt“. Anfangs gefiel es mir jedoch nicht sonderlich in diesen Kreisen, ich fand, „die Langeweile sei das Vorrecht der höheren Klassen“, und konnte mich nicht recht eingewöhnen, mich nicht recht heimisch fühlen. Im Krokodil, so sehr anregend

und förderlich es auch war, ging es mir manchmal zu gemessen her, und die ästhetischen Anschauungen erschienen mir oft pedantisch.

Ich pflegte nebenbei noch einen Klub in einem kleinen Wirtshause an der Nymphenburgerstrasse mit Genossen, wo es ungezwungener zuging. Es waren das genial angelegte Leute mit viel Kenntnissen, die es aber zu nichts gebracht hatten, oder wenigstens nicht soweit, als es ihren Fähigkeiten und ihrem Wissen entsprochen hätte. Der Älteste derselben auch der Ärmste, war Eisenbahnbeamter gewesen, weil er aber alles besser wissen wollte als seine Vorgesetzten entlassen wurde; er verstand sich auf Alles und konnte Alles, er reparierte die Uhren im Hause, besorgte die Reinschrift von Manuskripten, spielte hübsch Klavier, war Mitarbeiter eines Konversations-Lexikons, und dabei so arm, dass er oft kein Logis hatte und seine Wohnung im Wald bei Grosshesselohe nahm, wo er sich unter einer Tanne ein Loch in den Schnee grub und darin übernachtete. Sein Mittag- und Abendessen teilte er mit seinen Freunden, oder er gewann es im Tarock. Er war beinahe regelmässig unser Tischgenosse, dabei war er von unverwüstlicher Gesundheit, gutem Humor und grundehrlich. Er besass Verständnis für Poesie, mehr als mancher Literarhistoriker, und schrieb selbst auch ganz hübsche Gelegenheitsgedichte. Er ist eines Tages verschwunden und man hat Nichts mehr von ihm gehört. Ein anderer dieser Freunde war ein geschickter Architekt, ein Dritter, der am besten situirte, war ein mittelloser Rechtspraktikant, berühmt durch seine Schweigsamkeit und Virtuosität Gesichter zu schneiden und Karikaturen zu zeichnen; vorzüglich gelang ihm die Maske des Mephisto. Mit diesen guten Freunden verlebte ich manch vergnügte Stunde im Lerchengarten, so hiess unsere Kneipe. Der Wirt, der auch unser Freund war, besass immense Stärke, er erwürgte einst seinen grossen Metzgerhund, der an ihm aufsprang und ihn zerreissen wollte, in seinen Armen. Sein

Bruder, nicht minder stark, hatte die Funktion, ungebärdige Gäste hinauszuwerfen, was er mit Leichtigkeit vollzog. Unsere Gesellschaft blieb übrigens isolirt und schloss sich keinem der Münchener Vereine an, die sich in feindlicher Haltung gegen die „Fremden", besonders auch gegen die Mitglieder des Krokodils erwiesen.

In den Umgang mit diesen seltsamen aber wackeren Menschen teilte sich meine Zeit, und in die Arbeit zu Haus und im Garten.

Im Krokodil fand damals Felix Dahn sich ein, und auf Besuch erschien Theodor Fontane am 10. März 1859 und las ein Gedicht: Prinz Louis Ferdinand von Preussen und eines, betitelt: Das Trauerspiel in Afghanistan, mit welch beiden er grossen Beifall erntete.

Im Jahre 1860 erschien die zweite Auflage der Gedichte und wurde sehr anerkennend von der Kritik begrüsst. Es hiess in einer: „Aus den letzten sechs Jahren wüssten wir keinen neu hinzugekommenen Dichter zu nennen, der im Stande wäre, den poetischen Stern Lingg's zu verdunkeln. Eine so ausgezeichnete Stelle während so langer Zeit zu behaupten ist nichts Geringes. Und diese Anerkennung ist nicht einmal auf die deutschen Organe der ästhetischen Kritik beschränkt; wenige werden ihn erreichen in der gewaltigen Wucht, mit der seine Verse in ihrer wohlberechneten Rundung den Leser einnehmen. Dieses gebrochene Müde vereint mit ausserordentlicher Energie poetische Auffassung, giebt seinen Gedichten ihren eigenen Zauber, es ist ihm hierin von den gegenwärtigen Dichtern keiner gleich."

Am 2. März 1860 starb mir ein kleines Töchterlein, 32 Tage alt. Ich widmete ihrem Hingang, schmerzlich bewegt, folgende Verse:

Du hättest dich im Frühling deines Lebens
Vielleicht gegrämt und abgehärmt,
Und liebend, ach, vielleicht vergebens
Für ein treuloses Herz geschwärmt.

Jetzt ist dir wohl, vorüber
Ist deiner schwersten Stunde Schmerz,
Und Alles Alles ist vorüber
Du kleines, kleines Mädchenherz!

Im Krokodil las am 17. Lemke Liebeslieder aus dem bayerischen Gebirge und ein Fuhrmannslied, das sehr ansprach, vor, ein Russe Arsakov trug einige russische Lieder vor, die sehr nächtlich und winterlich klangen.

Dahn besuchte mich und entlehnte das Manuskript meiner Völkerwanderung, an der ich eben mit vollem Eifer arbeitete. Ich war bei Theodorich und seiner unglücklichen Tochter Amalasunta. — Meine Kinder bekamen den Scharlach. Ich vertiefte mich in Barth's Reisen in Afrika, die mich sehr anregten.

Ins Tagebuch notirte ich am 18. Juli:

Ich bin auf Mittag 2 Uhr zur Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen zur Tafel geladen. Also ein Diner während einer Sonnenfinsternis, hols der Teufel! Es traf auch, das Naturereignis nämlich, wie ich nachträglich konstatire, pünktlich ein.

Auch bei Dr. Lolbrig, dem Direktor der Irrenanstalt, war ich zu Gast geladen. Seltsam! Wir verspeisten die wohlzubereitete Novelle eines jungen Mannes, der für zwei Mädchen zugleich schwärmt, von keiner aber geliebt wird; Gott weiss, was er deshalb für dumme Streiche macht, vielleicht konnte die Fürstin dabei beteiligt sein. Denke ich mich nun an seine Stelle, wie ich als Hausfreund des Irrenarztes neben ihm bei Tisch sitze, auf einmal tritt ein Diener ein, der ein Schreiben überbringt, in welchem dem Direktor der Anstalt der gemessenste Befehl erteilt wird, einen jungen Mann als Kranken aufzunehmen und nicht mehr in Freiheit zu lassen, da man von ihm ein staatsgefährliches Vorhaben befürchtet.

So führte mich denn der Direktor unter grossen Bei-

leidsbezeugungen seinerseits und der Gäste in eine Zelle weg von seinem Champagner, seinem Gefrorenen u. s. w.

Haben Sie diesen indiskreten Brief geschrieben? war das Letzte, was ich hörte. Ich glaub', ich habe geträumt, war es so langweilig? bin ich eingeschlafen?

In den letzten Tagen des Jahres 1859 starb ein Bruder meiner Mutter, derselbe, der acht Jahre lang in Griechenland als Ulan gedient hatte, und während ich noch auf der Universität war, zurückgekehrt, ein Gegenstand meines Interesses und meiner grössten Sympathie war. Es sollte ihm noch gegönnt sein, seine betagte Mutter am Leben zu finden und eine kleine Stelle als Subalternbeamter im Vaterland zu erlangen. Seine Erzählungen aus griechischem Leben und aus seinen Erfahrungen dort waren sehr lebendig und regten mich vielfach an.

Die Theatersaison eröffnete Paul Heyses wirksame Elisabeth Charlotte 1860.

Ich übersetzte viel aus dem Lateinischen des Boethius und las fleissig in Humboldts Ansichten der Natur.

Meine Anpflanzungen im Garten wurden mit dem Beginn des Frühlings besonders eifrig wieder aufgenommen.

Im November kam der „Zunftmeister von Nürnberg" von Oskar von Redwitz zur Aufführung, hielt sich jedoch nicht lange.

Von Gedichten die ich in diesem Jahr geschrieben, erwähne ich: „Am Bergsee, Büste der Bachantin, Edelweiss, Schweigen, Krystallpokal."

In der Neujahrsnacht auf 1861 schrieb ich die folgenden Verse:

Komm denn geflügelte Zeit,
Du siehst uns bereit
Dich festlich zu empfangen.
Der Frühling wird der erste sein,
Den wir zumeist verlangen,
So komm und bring uns Sonnenschein
Und lass uns reicher auch an Liebe werden,
Dann haben wir den Himmel schon auf Erden!

Am 22. Januar starb der bekannte Physiologe Tiedemann. Er hatte über Krokodil- und Schildkröteneier geschrieben. Seine zwei Söhne waren, noch Heidelberger Studenten, am badischen Aufstande beteiligt gewesen, und einer derselben war standrechtlich erschossen worden. Freund Bohlinger, der damals in Ludwigshafen stand, erzählte mir, dass er die Schüsse krachen gehört.

Eine Zeitungsnachricht vom 13. März veranlasste folgendes Gedicht:

Das Schiff war schon den Sund passirt
Und lag bereits vor Danzig,
Ballons und Kisten numeriert
So gegen fünfundzwanzig.

Südfrüchte waren deklarirt
Nach Polen! höchst verdächtig.
Die Polizei ward inspirirt,
Man fands mit Waffen trächtig.

Da kamen saubere Früchte raus,
Granaten all' Orsini,
Und Puddings und andern Schmaus
Cibeben von Mazzini.

Und auf dem Frachtbrief las man „frei"!
Nun war man sicher, dass die Gabe
Von Garibaldi selber sei,
Der sie geladen habe.

Die ganze Spedition
Ging durch das Haus Sardinien
Die Mandeln gab Napoleon
Nebst Zapfen von den Pinien

Die Nüsse schmeckten seltsam süss
Wie Vorschmack ewigen Lebens
Das Suchen aber, wie es hiess
Nach Feigen, war vergebens.

Am 27. April starb Professor Fallmereyer, ein alter Freund des elterlichen Hauses.

Am 19. Juni besuchte mich Arnold Schönbach, Schwiegersohn der berühmten Schröter, er ist ein aufrichtiger Freund

meiner poetischen Bestrebungen und ermunterte mich sehr zur Fortsetzung meiner Völkerwanderung.

Am 15. Juli war zu Besuch bei mir die Dichterin Betty Paoli. Ein der Dichterin würdiger Blumenstrauss zierte den Tisch meiner Gartenlaube zum Kaffee, den meine Frau bereitet hatte. Betty Paoli ist eine liebliche Erscheinung und viel jünger, als ich sie mir vorgestellt. In ihrer Gesellschaft befand sich der Hofschauspieler Lewinsky von Wien, vorzüglich als Franz Moor, Mephisto, Shylock. Zum Abschied beschenkte ich die Dame, von deren Liedern viele mich schon sehr entzückt hatten, mit Orangeblüten, die in meinem eigenen Garten aufgeblüht waren. Wir unterhielten uns sehr gut, die Gäste erzählten so viel von Wien, luden mich auch dahin ein. Es war ein gemütlicher Nachmittag, den ich nicht vergesse.

In den letzten Tagen des Jahres 1861 erschien im Krokodil Robert Prutz, den wir alle sehr gern erzählen hörten; an demselben Abend, der für mich überhaupt ein glücklicher war, feierte ich einen kleinen Triumph mit einem Gedichte: „Pflanzen des Meeres", das vielen Beifall fand.

Dem Frühling des folgenden Jahres, der anfangs so viel versprechend war, und sich dann sehr übel anliess, widmete ich einige Verse des Unmutes. 1862

Wie waren wir von deinem Glanz geblendet!
Doch du warst nicht der Frühling, jener milde,
Der segnend herweht über die Gefilde
Und überallhin Duft und Blüten spendet!

Vergeblich hast du Sonnenglut verschwendet,
Du bist der ächte nicht, du bist der wilde,
Der sengt und brennt, und führst den Pfeil im Schilde,
Den fliehend noch auf uns der Winter sendet.

O Jener ging so mutig als besonnen
Und Schritt für Schritt nur siegreich weiter,
Doch Stund um Stunde gab er neue Wonnen.

Ein Zephir war sein ständiger Begleiter,
Und Spross' um Spross' erstieg vom Licht umsponnen
Der Erde schönster Traum die Himmelsleiter.

Ich beschäftigte mich damit, die Mosella des Ausonius zu übersetzen, ein in seinen Schilderungen reizendes Gedicht. Es wuchs dabei mancher Gedanke für die Völkerwanderung heran. Die kleine Alemannin, die als Gefangene ins Römerlager kam und von Ausonius wegen ihrer lieblichen Erscheinung und wohl auch ihrer naiven Art wegen besungen, vielleicht auch von ihm geliebt wurde, gestaltete sich zu einer heldenhaften Jungfrau des germanischen Gaues, und ihre Schicksale, die ich hinzudichtete, zeigten sie mit den Zeitereignissen verknüpft. Ihren lateinischen Namen Bissula, der mir nicht gefiel, verwandelte ich in Siguna.

Nebenbei las ich mit Eifer in Humboldts Reisen. Ganz besonders interessant schien mir seine Bemerkung, dass die Affen um so trauriger sind, je mehr sie den Menschen ähnlich werden; ihre mutwillige Lustigkeit vermindert sich in dem Verhältnis, als ihre Verstandeskräfte sich zu entwickeln scheinen.

Während des Sommers schrieb ich eine kurze historische Novelle, deren Gegenstand die Besetzung Roms durch Kaiser Otto III. ist, der von der Wittwe des Grafen von Tusculum, den er als einen Empörer hatte hinrichten lassen, aus Rache über den Tod ihres Gatten vergiftet wurde, indem sie ihn vor dem Aufstand der Römer zu retten vorgab.

Shakespeares „Wintermärchen", das ich zum erstenmale sah, erregte in mir die Verwunderung, wie es Kritiker geben konnte, die dieses Stück nicht als von dem grossen Dichter herrührend anerkennen wollten. Wenn je, sagte ich während der Vorstellung im Theater zu meinem Nachbar, so ist hier Shakespeare ganz er selbst. Das Erhabenste und Schaurigste so mit dem Süssesten zu verbinden, wusste doch sonst keiner wie er. Tiefer Abgrund und alle Blumen darüber, sinnvollste Anordnung, einfache, grosse Charakteristik, eine Sprache, die gleich bei den Worten der ersten Szene über das Gewöhnliche hinaushebt, diese Vorzüge lassen sogleich den Schöpfer des Sommernachtstraums, des Sturms, des

Perikles erkennen. Freilich ist es aber auch ganz dazu angethan, um alle Kunstrichter zu Tode zu ärgern.

Noch im Jahre 1862 brachte die Leipziger Illustrierte Zeitung mein Bild nach einer Photographie nebst einer warmen Anerkennung meiner Poesieen. In derselben Woche noch erfolgte die Grundsteinlegung des Hauses von Baron Robert von Hornstein, des Komponisten. In den Grundstein kam ein Gedicht von mir auf Pergament mit kunstvollen Initialen.

Eine furchtbare Nachricht, die Kunde vom Tode Königs Maximilian II., erschütterte am 11. März die Gemüther. Dieser edle König war von einem höchsten Pflichtgefühl, von der Aufgabe sein Volk weise zu beherrschen erfüllt, und er gab sich ganz dieser Aufgabe hin; er herrschte mit Gerechtigkeit und Milde. Bayern erlebte unter ihm glückliche Tage. Die Dichtung darf und wird sein Andenken verklären, aufrichtig betrauert ihn sein Volk. Glockenklang und Kanonendonner verkündeten den Pomp des königlichen Leichenbegängnisses, aber mehr sagten stille Thränen, um ihn geweint, Thränen des Dankes, die sich seine Herzensgüte, sein Edelsinn in den Jahren seiner Regierungszeit erworben.

Beim Tode des Königs Maximilian.

Man sah schon oft den Tod mit Schweigen
Durch's Vorgemach des Königs geh'n,
Die Musen führten noch den Reigen,
Um ihm zu widersteh'n.

Sie holten immer noch zu ihren Chören
Die Horen ein, im Festesglanz,
Nun steh'n auch sie verstummt in Trauerflören
Und im Cypressenkranz.

In einer Kritik, die über meine „Walküren" erschien, hiess es: „als interessanter Versuch, die altnordischen Sagen im modernen Geiste neu zu beleben, mag dies kleine Werkchen Anerkennung finden, auch kann nicht bestritten werden, dass die künstlerische Stimmung darin etwas mächtig Anziehendes hat. Immerhin aber bleibt es zu bedauern, dass der Dichter

die dramatische Form gewählt hat, ohne sich der modernen Bühne zu accomodieren". Nun, dies that die Musik.

Ludwig II. bestieg den Thron, und Richard Wagner eroberte die Bühne. In der ersten Audienz, die mir bei dem jungen König wurde, und wobei das Gespräch auch auf Byrons Manfred mit Schumanns Musik kam, musste ich staunen, welch umfangreiche Kenntnisse und welche Begeisterung für die schönen Künste diesem Jüngling auf dem Thron innewohnten.

Im Sommer fand ich Anlass zu einer Rheinreise, ich sollte meine Schwägerin nach Bad Schwalbach begleiten. Die Reise ging von München über Wiesbaden, wo wir Abends ankamen. Es bestanden damals in Deutschland noch die Spielhöllen, und mich interessirte es sehr, einmal zu sehen, wie es da zuging. Mein Erstes war also, den Kursaal zu besuchen. Gold fiel wie Wachs auf die grünen, für mich mit kabbalistischen Zeichen beschriebenen Tische. Eine junge Schöne drang an mir vorbei und setzte sich mit hochklopfender Brust an den Spieltisch. Hinter ihr stand ein hässlicher, dicker Russe. Sie gewann und verlor für ihn, wenigstens bemerkte ich, dass er Rolle um Rolle Gold aus der Tasche zog und ihr zusteckte. Vielleicht erwartete er sein Glück von ihrer Hand auf diesem Wege. Es war stockfinstere Nacht, als ich hinaustrat; ich empfand recht deutlich, wie der blosse Goldprunk, der sich an dem luxuriösen Bau bekundete, so hoch er es auch bringen mag, ohne Geschmack und höheren Zweck Nichts ist. Diese Spielhöllen erschienen mir in Deutschland als die letzten Reste römischer Herrschaft auf diesem vulkanischen Boden. Die Gegend umher gefiel mir aber sehr, das Land mit seinen herrlichen Weinen, prachtvollen Waldungen, reichen Heilquellen, Fruchtbäumen und Getreidefeldern schien mir eines der gesegnetsten auf Erden.

Über den Taunus setzte ich meine Fussreise fort und kam Abends nach Eltwil, erblickte den Rhein und wurde im Hause meines Freundes gastlich aufgenommen. Des

anderen Tages gelangte ich nach Kreuznach und erstieg die Ebernburg. Da umgaben den Wanderer wilde, mächtige Felsen, ganz fremdartig steile Formationen. Inmitten ragt die Burg auf, unten fliesst die Nahe, ringsum sind waldige und mit Reben bepflanzte Hügel. Ja, da bin ich im Rheingau, sagte ich mir, hier blühen sie, die Reben, die den köstlichen und weltberühmten Wein erzeugen, von den Dichtern gerühmt und besungen, hier ist auch die Wiege der Ritterromane, die meine Jugend mit schauerlichem Entzücken erfüllte, hier lebten und stritten Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen und alle die tapferen Kämpfer der Reformation. In einer Nische der Burg sah ich Streitäxte, rostige Schwerter, Eisenkeulen und Totenschädel. Heiss wurde hier gestritten, in dem grossen Kampf um die neue Zeit. Über Bingen und Rüdesheim kehrte ich zurück nach Winkel, dem Wohnsitz der Familie von Hornstein, besuchte den Kirchhof, das Grab der Günderode, den Garten der Brentano, wo Goethe oft verweilte. Des anderen Tages Mainz, dessen Dom ich bewunderte und das Grab des Frauenlob. Über Darmstadt und Heidelberg reiste ich nach Stuttgart, lernte dort Georg Scherer und Feodor Löwe kennen, den berühmten Schauspieler, nebst andern mir wohlgesinnten Männern, in deren Gesellschaft ich einige frohe Stunden verlebte. Abends fuhr ich nach Ludwigsburg zu den lieben Verwandten, die in den Zeiten der Bedrängnis mir so treulich beigestanden hatten.

Über Friedrichshafen kehrte ich nach Lindau zurück auf das Landgut meines Bruders. Es that mir ordentlich in der Seele wohl, als ich von den schönen und zierlichen Gegenden, die ich durchwandert hatte, wieder in die grossartige Natur des heimatlichen Bodensees trat, die Alpen vor mir und die mächtige Wasserfläche.

Des Sturmes grünmähnige Rosse
Schnauben in Unzahl heran,
Des Dichters Heimat ist die weite Welt,
Sein Umgang sind die künftigen Geschlechter.

REISENOTIZEN.

Es kommt mir sonderbar vor, dass es Leute gibt, die prachtvolle Brieftaschen kaufen, um nichts anderes hineinzuschreiben als ihre ordinären Einfälle. Dass sie geschmackvoll ausgeschmückte Häuser bewohnen, sich mit Statuen und Bildern umgeben, ohne ein Verständnis für Kunst zu haben, und selbst so niedrig denken und empfinden, dass die schlechteste Hütte ihrem eigentlichen Wesen entsprechen würde.

Das lyrische Gedicht muss eine in uns schlummernde Empfindung, ein Ungeahntes offenbaren, ein Mysterium des Herzens enthüllen; sonst ist es ohne Reiz, mag die Form auch noch so korrekt sein.

Es kostet uns jetzt eben so viele Mühe, die Hieroglyphen zu entziffern, als es die alten Egypter Mühe gekostet haben mag, ihre Gedanken durch sie auszudrücken.

Musik hören und dabei schöne Bilder ansehen ist schon fein, nachher aber hat man ein Gefühl von Unruhe in sich und weiss nichts anzufangen, Alles erscheint Einem langweilig und öde.

Ein Collega von mir, auch einst ein Polikliniker, war Leibarzt bei König Ludwig I. geworden und hatte den König auf meinen Catilina aufmerksam gemacht, und dieser, allen schönen Künsten hold, hatte meine Tragödie gelesen und mir ein Ehrengeschenk von 300 fl. zugewendet.

Von Rom aus hat dies den Wert eines Lorbeers, sagte ich.

Am 21 Mai, nachdem ich mich um zu danken zur Audienz gemeldet hatte, wurde ich gnädig empfangen. Zwei Äusserungen sind mir als besonders denkwürdig im Gedächtnis geblieben. Der König sagte, er habe meinen Catilina im Colosseum gelesen, das sei der rechte Ort für dieses Werk, und fügte später hinzu: „Ich habe Rom noch wie es Goethe sah gesehen.“ Auch über meine Gedichte sprach sich der König lobend aus und äusserte nach einer

kritischen Bemerkung: „Das soll aber kein Tadel sein.“ So wohlwollend, so schonend und rücksichtsvoll erwies sich der Monarch, der so Grosses in seinem Lande und für dasselbe geschaffen hatte, einem jungen Poeten gegenüber, der eben erst aus dem Nichts emporgetaucht war. Ich empfing von dieser Audienz den Eindruck, dass ich vor einem mächtigen Fürsten aus grosser Zeit und mit grossen Eigenschaften gestanden habe. —

In der Allgemeinen Zeitung fand ich in jenen Tagen einen Artikel, darin meiner rühmlich gedacht war. Der Afrika-Reisende Rasch erinnert sich vor den Ruinen von Lambessa einiger Verse von mir:

„Auf zerbrochnen Steincolossen.“

Er sagt: Unwillkürlich gedachte ich beim Anblick dieser imposanten Tempelreste der schönen Worte Linggs, welche er im Andenken an einen anderen römischen Tempel in Italien schrieb.

Um diese Zeit, glaube ich, war es, dass ich Alfred Meissner kennen lernte. Er kam mit seinem Vater, der gern das im Allgäu gelegene Oberstdorf als Luftkurort besuchte, wo mein Bruder Julius praktischer Arzt war, in jedem Jahre dahin. Wir wurden uns vorgestellt, kamen aber nicht oft zusammen, da Meissner meist um seinen Vater sein musste. Beide reisten auch bald wieder ab. Ich hörte von meinem Bruder, dass Meissner sehr beliebt und angesehen im Ort und bei den Kurgästen war. Weniger gut sprach man von einem Herrn, der stets in seinem Umgang gesehen wurde, und den man damals schon seinen Mephisto hiess. Es war der berüchtigte Herr Hedrich oder Höderich, der später sich so gemein gegen Meissner benahm, und an dessen Namen ein unauslöschlicher Makel haftete. Es wird später noch von ihm die Rede sein.

Mein Bruder war ein leidenschaftlicher Sammler von Altertümern. Sein Beruf als Arzt führte ihn oft in die geheimsten Winkel der bäuerlichen Wohnhäuser, und sein

gewohnter Scharfblick entdeckte sogleich, wo eine verborgene Truhe aus einem früherem Jahrhundert lag, in welcher Ecke des Stalles ein Morgenstern aus dem Bauernkriege stand, wo eine Partisane, ein Hirschfänger zu entdecken war. Er brachte so eine schöne Sammlung von Antiquitäten zusammen und tauschte seine Funde gegen andere mit Händlern und Liebhabern aus. Wo eine Versteigerung solcher Dinge stattfand, liess es ihm keine Ruhe. Nun war gerade während meiner Anwesenheit eine derartige Auktion in München. Dahin zog es ihn mit aller Gewalt. Er bat mich in der Zwischenzeit, während er in München bleiben wollte, seine Praxis zu übernehmen.

Es kam mich schwer an ihm diesen Wunsch zu gewähren. Ich hatte nun schon seit mehreren Jahren keine Kranken mehr behandelt, und gar der Landpraxis war ich ungewohnt. Mein Bruder beruhigte mich aber, er sagte, jetzt sei Sommer, jetzt hätten die Bauern keine Zeit krank zu werden, ich werde nicht viel zu thun bekommen. Ich sagte also zu, aber sehr beunruhigt, ob ich auch meiner Aufgabe würde gewachsen sein. Mein Bruder reiste ab, und es ging alles gut, die wenigen leichten Fälle, die vorkamen, erledigte ich mit Meisterschaft. Dennoch verfolgte mich stets eine Unruhe, ich wünschte sehnlich den Tag herbei, an welchem ich wieder aller Sorge ledig sein würde. Eines Nachts erwachte ich und glaubte deutlich unter meinem Fenster mich rufen zu hören. Ich sprang rasch auf und rief hinunter: Ich komme sogleich, nur ein paar Minuten Geduld. Ganz sicher zu einem Schwererkrankten gerufen zu werden, kleidete ich mich rasch an. Als ich die Hausflur entlang nach der Treppe ging, hörte ich hinter mir eine Thüre sich öffnen, und die Haushälterin meines Bruders rief: Aber Herr Doktor, wohin wollen Sie denn? Ich entgegnete: Zu einem Kranken, man hat mich gerufen. Niemand hat gerufen, sagte die Haushälterin. Ich erwiderte: Sie haben es freilich nicht gehört, Sie haben geschlafen.

Überzeugen sie sich selbst, gab mir die treue Dienerin zur Antwort und schloss die Hausthüre auf. Ich trat hinaus und sah mich um, es war wirklich Niemand da. Ich umschritt das ganze Haus und rief „wo sind Sie?“ keine Antwort, alles blieb still, im ganzen Dorfe rührte sich nichts. Alles lag in tiefster Ruhe. Ich war überzeugt, dass ich mich getäuscht hatte, dass ein Traum, eine Vision mich irre geführt hatte. Es war die verleiblichte Sorge, die hörbar für meinen inneren Sinn geworden war. So mächtig kann die Einbildungskraft wirken, kein Wunder, dass sie so weit führen kann, dass sie den sich verfolgt Wähnenden hinaustreibt und in die Flucht jagt.

Am 22. November erhielt ich das erste Exemplar meiner Völkerwanderung aus der Cotta'schen Druckerei. Ich schrieb dazu: Ein Buch mehr auf der Welt, ein Buch, das jedenfalls länger dauern wird, als das Leben dessen, der es geschrieben hat.

O Poesie, wie mich dein Zauber bindet!
Dein Lorbeer, deiner Seiten gold'ner Ton!
So lieb ich dich, dass nichts mich überwindet,
Nicht Totgeschwiegen sein, nicht Feindeshohn.
Wer nicht Ersatz in dir allein schon findet,
Wo wär für ihn auf Erden sonst ein Lohn?
Auf Ruhm und Beifall mag ich leicht verzichten,
Bleibt nur das Bessere mir, die Lust zu Dichten.

Im nächstfolgenden Jahre, Ende Dezember, fand die erste Aufführung meines Catilina statt. Bedeutende Aufmerksamkeit wurde der Tragödie zuteil. Der Darsteller der Hauptrolle, Herr Possart, wurde gerufen und mit einem Lorbeerkranz bedacht, auch ich erfuhr diese Ehrung. Die Kritiken in den Blättern lauteten günstig, in den „Neusten Nachrichten“ wurde vor Allem die kräftige bilderreiche Sprache gerühmt, der Reichtum an dramatischen Situationen, an poetischen Stimmungen. Die Kritik in der Allgemeinen Zeitung lautete noch besser, da hiess es: „Eine dieser Szenen, die vor dem Senat im dritten Akte, gehört wohl

zum Schönsten, was die Bühne kennt.“ Mit Recht wurden auch die Leistungen der Schauspieler hervorgehoben; wie sehr ergriffen von seiner Rolle Herr Possart war, beweist sein Ausspruch, den er nach Jahren gethan, dass er jetzt, wo er auf der Höhe seiner künstlerischen Leistungen stehe, den Catilina noch einmal spielen möchte. Vorzüglich als Cethegus war Herr Christen, als Lentulus Herr Rüthling, beide jeder Zoll ein Römer. Nach dem dritten Akt war der Applaus sehr lebhaft, ja stürmisch, ebenso am Schlusse. Das Beste über die Aufführung an diesem Abend schrieb Karl Stieler, er berichtet: „Schon der erste Blick auf die Bühne stürzt uns in jenen Sturm, der in dem Worte Catilina liegt. Die Männer der Revolution stehen vor uns, den Becher in der Faust, die Verzweiflung im Herzen: Ein unheilvoller Gedanke ist die Seele dieser Körperschaft, ein intelligenter Dämon ihr Führer.“

Man hat viel über die Gemütsbewegung geschrieben, die einen Dramatiker bei der Première seines Erstlingswerkes befällt. Mir war es seltsam zu Muth, ich war berauscht und doch nüchtern, bei Verstand und wahnsinnig zugleich, eiskalt und in Fieberhitze, bald hätte ich Regisseur, Darsteller und Zuschauer umarmen mögen, bald in das Publikum, wenn es kalt blieb an Stellen, von denen ich glaubte, dass sie alles hinreissen müssten, mit Kartätschen feuern mögen.

Ärgerlich über meinen Erfolg waren allerdings manche und gaben ihrem Verdrusse Ausdruck, besonders, dass Catalina, der ein gar so schlechter Mensch gewesen, als Held dastände, wollte nicht gefallen. Dies kümmerte mich wenig, gerechten Tadel suchte ich durch Verbesserungen zu begegnen, ich sah wohl ein, dass mein Stück an Längen litt, und berücksichtigte dies in späteren Umarbeitungen. Es war ja mein erstes Drama, das ich auf die Bühne brachte, und keine Schule hatte mich gebildet und niemals eines Meisters Hand meine Anfänge geleitet.

Der Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung sagte:

„Catilina ist das erste Drama, das Lingg für die Bühne schrieb, er muss seine Erfahrung machen. Die erste Probe zeigt aber entschieden, dass er seinen Beruf auch auf diesem Felde hat."

Die dritte Aufführung war für Januar 1867 angesetzt, da trat ein Wechsel in der Theaterleitung ein, die Oper wurde nun Alles, und zwar die Wagnerische. Eines Tages las ich an einer Strassenecke, auf dem Theaterzettel: „Die Walküre". Mir flimmerte vor den Augen, es wird doch nicht — nein! Keine Angst; mein Werk heisst ja die Walküren, und diese da ist die Wagnerische Walküre. Ich wurde sogar später zu der Probe eingeladen und langweilte mich gründlich. Seltsam, man wird es mir kaum glauben, ich habe Richard Wagner nie gesehen, nie ein Wort mit ihm gesprochen. Ich gehörte nicht zu seinen Bewunderern, aber auch nicht zu seinen Gegnern, ich liebe Musik, habe aber kein Kunsturteil über Musik. Dass die Alliteration ein schwächerer Begleiter der Tonkunst ist als der Reim, steht jedoch bei mir fest, wenn überhaupt die Sprache noch etwas mitzureden hat, wenn Schönheit der Sprache im Drama noch etwas bedeutet. Die auf allen Gebieten der Kunst überhandnehmende Barbarei leugnet dies zwar, ich kann mich nicht damit einverstanden erklären.

Beim Stabreim sitzt man an altertümlicher Tafel, und nur die nächsten Anverwandten sind geladen, das Reimgedicht ist ein Maskenball, man sucht sich, erkennt sich und täuscht sich und findet sich wieder in bunter Abwechslung.

Am 11. Juni 1867 verschied die gute Tante Rosine, die Erzieherin und Lehrerin meiner ersten Jugend, die liebste Schwester meiner Mutter, nach deren Tod meine treue Beratherin und Freundin. Für mich Minerva in der Gestalt des weisen Mentors, wie ich sie scherzhaft oft genannt habe.

Sanft wie deine Lebensreise,
Sanft wie deine ganze Weise
War dein Tod.

Erhaben ist der Tod, vollendet
Durch ihn das Leben als sein Schluss,
Wie gross ist diese Ruhe, dies Beendet
Durch ein Gesetz, dem alles folgen muss!

Mein Bruder Heinrich war aus Amerika zurückgekehrt und hatte sich bei Lindau an einer schön gelegenen Bucht ein Grundstück angekauft und eine Villa darauf gebaut. Als der Bau fertig war, dachte er daran, ein Zimmer mit Fresken auszuschmücken. Ich war damals mit Naue, einem Schüler Schwind's bekannt, und dieser übernahm es, die Bilder herzustellen. Es wurden hierzu die Gestalten der Heldenkönige der Völkerwanderung ausersehen. Zu den nötigen Studien für die Gemälde wurde eine Reise nach Ravenna projektirt. Naue und ich fuhren gegen Ende April von München über den Brenner, vorerst nach Venedig. Es war das erstemal, dass ich die Lagunenstadt erblicken sollte. Als wir ankamen, war es bereits dunkel, schrieb ich an meine Frau, wir traten aus dem Bahnhof, da lag in der Nacht ein breites trübes Wasser vor uns, Gondeln schaukelten an der Lände und darüber ragte eine Kirche, als stünde unsere Theatinerkirche mitten im Wasser, ringsum eine Menge Lichter und Leute, die ein höllisches Geschrei vollführten.

Das war nun Venedig. Fort gings auf dem Kanal durch dunkle, schlecht erhellte Wassergassen, bald an herrlichen Palästen vorbei, bald an halbverfallenem Gemäuer. Nach 9 Uhr besuchten wir den Markusplatz. Welch ein Zauber! Die Welt hat nichts Ähnliches, es giebt keinen zweiten Platz, auf dem soviel Kunst und Pracht vereinigt ist. Auch der Dogenpalast ist ein Wunder, die Markuskirche nicht weniger.

Wer gedenkt nicht in Venedig der grossen britischen Dichter, Shakespeare und Byron? Hier wird der Palast der Desdemona gezeigt, dort mahnt die Scala dei Giganti an den Tod des unglücklichen Marino Falieri. Unser Schiller hat Genua zum Schauplatz seines grossen Trauerspiels, „Die Verschwörung des Fiesco in Genua“ erkoren. In Othello, im

Kaufmann von Venedig lebt Shakespeares Genius. War doch die stolze Lagunenstadt zu jener Zeit der Vorort aller verschwenderischen Pracht, aller verliebten Abenteuer, der grossen Leidenschaften und Verbrechen, der Sammelplatz des galanten Lebens. Naue war mit mehreren Künstlern bekannt, die ihren Wohnsitz in Venedig aufgeschlagen hatten, in ihrer Gesellschaft brachten wir vergnügte Tage zu, dann ging die Fahrt über Padua nach Bologna und Ravenna. Letztere Stadt ist für den Deutschen besonders anziehend und merkwürdig. Hier wurde des Cheruskers Arminius Sohn erzogen, ein Gefangener und Gladiator, hier herrschten Könige der Gothen und Longobarden, hier und in Verona erklangen am Hofe die Heldenlieder der Völkerwanderungszeit, hier entspannen sich die Sagenkreise von Alboin und Dietrich von Bern, denn eben dieses Bern war ja Verona. Auch an die hübsche Sage von dem Prinzen Bertaried wird man in Ravenna erinnert. Dieser junge Königssohn war sehr gütig für die Armen gesinnt, die Bettler wurden reichlich von ihm beschenkt und bildeten gleichsam seinen Hofstaat. Der König, sein Oheim, sah ungern die zunehmende Beliebtheit des Neffen beim Volke. Er fing an ihn zu fürchten, und beschloss ihn aus dem Wege zu räumen. Einer der Bettler aber hatte den Anschlag auf das Leben des Prinzen erlauscht und ihn gewarnt. Rechtzeitig entfloh er in Bettlerkleidung der mörderischen Hand des Oheims an den Hof des Gothenkönigs. Als er nach dem Tode seines Oheims die Krone des Longobardenreiches empfing, vergass er seine Retter, die Bettler, nicht und gab ihnen ein grosses Festmahl; er sass selbst mitten unter ihnen und leerte mit ihnen den goldenen Becher. Auch wurde der Tag seiner Rückkehr jedes Jahr in gleich festlicher Weise begangen. Die Sitte scheint sich nicht ganz verloren zu haben, nirgends in Italien sah ich mehr und vergnügtere Bettler als in Ravenna, und das will viel sagen.

Unser Gasthof Spada d'oro war stets von einer Schaar

solcher Gesellen umlagert, denn er war berühmt als Absteigequartier fürstlicher Personen, wie dies die Inschriften im Hause nebst Wappen bezeugten. So oft einer von uns ans Fenster trat, machten die an den gegenüberstehenden Häusern lungernden zerlumpten Gestalten die tiefsten Verbeugungen. Anfangs gewährte uns dies viel Spass, aber später wagten wir kaum mehr uns sehen zu lassen. Im Übrigen fanden wir den Aufenthalt in Ravenna recht gemüthlich. Die alten byzantinischen Kirchen mit den Bildnissen der mir so vertraut gewordenen Personen des Justinian, der Theodora und und Placidia, die nach dem Gothenkönig benannten Stadtteile, sein Grabmal und die Überreste seines Palastes, alles heimelte uns an und machte diese alte italienische Stadt für uns fast zu einer vaterländischen. Hatte ich mich doch so viel beschäftigt mit den Schicksalen eines Volkes, dass uns ein Blut- und Sprachverwandtes hier in Macht und Herrlichkeit geblüht hatte und so reich an grossen Thaten und so gross noch in seinem Untergange war. Nur mit Wehmut, nur ungern schied ich von Ravenna. Auch unser Gastwirt, ein blonder, riesig grosser und starker Mann, konnte seine germanische Abkunft nicht verleugnen. Wir kamen sehr gut mit ihm aus, und beim Abschied stellte er uns noch seine Frau vor, die während unsrer ganzen Anwesenheit nie zum Vorschein gekommen war.

Die Pinetta hätte ich bald vergessen, nein, ich habe sie nicht vergessen, im III. Band meiner Gedichte ist ihrer gedacht.

Auf der Heimreise besuchten wir noch Florenz, bewunderten die Galerien und lebten ganz das dolce far niente eines Reisenden nach der Mode. Ohne weiteren Aufenthalt kehrten wir ins Vaterland zurück, Naue blieb in Lindau, um die in Italien gemachten Studien in seinen Fresken auf der Villa meines Bruders in Anwendung zu bringen. Es waren dies die trauernde Roma, die Gestalten des Alarich, Odoaker, Chlodwig u. s. w.

Alle haben sich sehr gut erhalten; Baedeker erwähnt ihrer.

Im August des Jahres 1868 erhielt ich den Verdienstorden vom heiligen Michel I. Kl. Schon am frühen Morgen des 25. stürmten meine Kinder in mein Zimmer mit dem freudigen Zurufe:

„Vater, du hast einen Orden bekommen, es steht in der Zeitung.“ Meine Freude über diese Auszeichnung war nicht minder gross als die meiner Kinder. Als ich dann Geibel die mir gewordene Ehrung mitteilte und ihn frug, womit ich wohl dem König meinen Dank an den Tag legen könnte, rieth er mir, eine Sammlung vaterländischer, vorzugsweise bayerischer Balladen herauszugeben. Ich hatte deren schon mehrere gedichtet z. B. Den Schmied von Kochel, Ludwig der Bayer, u. A.

Diese erschienen nun bei einem hiesigen Buchhändler, erlebten aber leider keine zweite Auflage. Ich beschränkte mich bei Abfassung dieser Dichtungen nicht nur auf Historisches, sondern zog auch Vorgänge aus der Gegenwart in meine Aufgabe, auch Landschaftliches, soweit es durch die örtliche Lage als vaterländisches bezeichnet werden konnte.

Mit den wachsenden Tagen des bedeutsamen Jahres 1870 zogen sich die kriegsdrohenden Anzeichen immer näher heran. Alles war in grosser Erregung und in Spannung auf die kommenden Ereignisse. Auch in mein poetisches Stillleben und die darin erstehenden Gestaltungen leuchteten die fernen Blitze herein.

Schon früher hatte ein Berichterstatter gelegentlich der Aufführung meines Catilina das Ansinnen an mich gestellt, ich möge bald einen deutschen Stoff bearbeiten, und empfahl mir dazu die Geschichte der Hohenstaufen. Aber ich sagte: Vestigia terrent, die vielen und vielmaligen Hohenstaufen-Tragödien schreckten mich zurück, auch lockte mich es niemals, einen schon von Andern, wenn auch nur in Novellen-

form behandelten Stoff in Angriff zu nehmen. Als ich meinen Catilina begann, wusste ich nicht, dass schon einer geschrieben war. Während ich im Entschluss noch schwankte, geschah es, dass in England die Verleumdungen gegen Lord Byron wieder auftauchten, nachdem sie seit dem Erscheinen seines Manfred verstummt waren.

Seltsamerweise waren einst gegen König Manfred von Apulien, den Sohn Kaiser Friedrichs II., ähnliche Anklagen erhoben worden und hatten zu seinem Sturze und tragischen Ende Veranlassung gegeben. Seinem Schwager, dem Grafen Richard von Caserta, liehen nämlich die Gerichte über ein Verhältnis Manfreds zu seiner Schwester Violante den willkommenen Vorwand zu Verrat und Abfall von der hohenstaufischen Sache. Der Papst hatte den König mit Bann belegt und sein Reich an Karl von Anjou vergeben.

Die französischen Truppen standen an der Grenze. Manfred, kühn, sorglos und lebensfroh, gab glänzende Feste, an denen Violante teilnahm. Der Graf von Caserta, ihr Gatte, dem die Verteidigung der wichtigsten Grenzfestung übertragen war, übergab von eifersüchtiger Wut gestachelt die Brücke und das Schloss am Garigliano dem Feinde. Violante wurde gefangen genommen, ebenso Helena, die Gattin Manfreds, er selbst fiel in der Schlacht bei Benevent. Dass solche Vorgänge mir im höchsten Grade für eine Tragödie geeignet schienen, darf nicht Wunder nehmen.

In einer Aufführung von Lord Byrons Manfred mit der Schumannischen Musik sass ich neben einer jungen Dame, die über die Dichtung und Composition entzückt war, vor allem auch, wie die Darstellerin der Astarte, die Worte: „Manfred leb wohl“ wieder gab.

Ich versprach ihr ein Stück zu schreiben, worin diese Worte genau so vorkämen, damit sie noch oft das Vergnügen habe, die Schauspielerin in dieser Rolle zu hören. Ich hielt mein Wort, aber das Glück hielt nicht Wort.

Einige Zeit darnach las ich mein Drama Freunden vor, und alle befanden wir uns in der gehobenen Stimmung, einen Erfolg vorauszusehen, besonders da die politischen Ereignisse dazu angethan waren, dieser Stimmung entgegen zu kommen. Mein Drama hiess nach der Heldin: „Violante“. Bald erschien es auch als Buch und wurde der Intendanz eingereicht. Indessen war der Krieg von 1870 entbrannt, und acht Tage nach der Übergabe Sedans schloss ich mich einem Sanitätszuge an, der in Libramont an der belgisch-französischen Grenze Verwundete aufzunehmen hatte. Güterwagen waren mit Betten zur Aufnahme hergerichtet worden und dienten ausserdem noch als Schlafstellen der Ärzte und Gehilfen. Unaufhaltsam rollte der Zug über Würzburg, Köln, Aachen nach Belgien, an Städten vorbei, die durch ihre rauchenden Kamine und die an der Strasse vom Kohlendampf versengten Bäume das Land der Industrie und Fabriken bezeichneten. Der Ardennerwald gemahnte mich mit Tannen und Meilern und den Sägmühlen in den Thalschluchten an das heimische Allgäu. Der Bahnhof von Libramont gab schon das Bild des Krieges.

Ringsum auf dem Vorplatz war es weiss von Charpien, wie besät von Schneeflocken, hier wurden die zweiten Verbände nach den ersten Notverbänden auf den Schlachtfeldern angelegt. In den Nachmittagsstunden kamen in langer Reihenfolge die Bauernwagen, auf denen sich die Verwundeten befanden, auf Stroh gelagert und aufstöhnend, wenn die Bewegung der Wagen über den holprigen Wegen ihnen Schmerz verursachte. Sie wurden verbunden und in die Eisenbahnwagen verladen, auch da gab es noch viel Ächzen und schmerzliche Aufschreie. An Labung und hilfbereiten Händen fehlte es nicht. Mancher wackere Soldat drückte mir, wenn ich ihn verbunden hatte, stumm die Hand oder sah mich mit dankbaren Blicken an, viele seufzten nach der Heimat und wünschten, sie noch zu erreichen. Für die Hilfeleistenden gab es nach gethaner Arbeit ein paar

Eier, Brod und Wein, sparsam zugemessen, und das Nachtlager war wieder im Güterwagen auf der Matratze. Ausser den Verwundeten hatte man noch Viele an Ruhr Erkrankte mitzunehmen. Die schwerer Kranken wurden in die Lazarette der nächsten Städte versorgt, die leichteren später. Die Ritter vom roten Kreuze waren überall thätig, überall hilfreich. An einem der nächstfolgenden Tage begleitete ich einen der heimkehrenden Züge und hatte an den Bahnhöfen die Umladung der Verwundeten mitzubesorgen. An den Haltestellen und oft auch während der Fahrt musste man an den Waggons hin- und herklettern, Verbände erneuern und die Transporte nach den Spitälern leiten. Liebesgaben, als Zigarren, Esswaren, Weinflaschen, wurden in Menge herbeigebracht und in Empfang genommen. Bald nach Libramont sahen wir die in Sedan gefangenen französischen Offiziere an unserem Zuge vorüberfahren, intelligent aussehende Männer mit markanten Physiognomieen, ihre Diener, meist Turkos, fletschten gegen uns die Zähne, lachten und sangen freche Lieder.

In München angekommen, erkundigte ich mich nach meiner Tragödie Violante und erhielt einen abschlägigen Bescheid bezüglich meiner Erwartung für die Bühne. Violante sollte nicht aufgeführt werden. Die Poesie darin wurde sehr rühmend hervorgehoben, aber für die Bühne eigne es sich nicht. Wahrscheinlich erregte das Verhältnis Manfreds zu Violante Bedenken, obwohl es in meinem Drama der geschichtlichen Wahrheit entsprechend ein rein ideales, und von mir in klaren Worten als solches ausgesprochen war. Seltsames Spiel des Zufalls, die Übersetzung eines französischen Stückes hatte bei der Entscheidung der Aufführbarkeit über meine Violante den Sieg davon getragen.

Furchtbar war das Loos der Wittwe Manfreds und seiner Kinder, dreier Söhne und einer Tochter. Sie blieben in strenger Gefangenschaft, auf notdürftigen Lebensunterhalt

beschränkt und litten Unsägliches durch ihren Feind, den hartherzigen Karl von Anjou. Erst als die ergrimmten Sizilianer in blutiger Empörung die Franzosen aus Sizilien vertrieben, durch jenes weltbekannte historische Ereignis, die sizilianische Vesper genannt, und als ihr tapferer Admiral Ruggiero Loria die grosse Seeschlacht vor Neapel gegen sie gewann und den Sohn Karl's gefangen nahm, wurde Beatrix, Manfreds Tochter, gegen den Prinzen ausgewechselt und zu ihrer Schwester Konstanze, der Gattin Peters von Arragonien, gebracht. „Dies war die einzige Versöhnung, die dem unglücklichen Geschlechte der Hohenstaufen vergönnt gewesen", sagt Gregorovius. Mir gab dieser Racheakt und Eingriff einer waltenden Gerechtigkeit den Stoff zu einer neuen Tragödie: „Macalda", die ich sofort, ohne durch Ablehnung meiner Violante entmutigt zu sein, begann, und zwar als Fortsetzung dieser und als Schluss einer Trilogie. „Das muss fast mehr eine Geistertragödie werden", nahm ich mir vor. „Ganz schwarz und golden, dunkelblütig, höchst erhaben." Die Gattin des unglücklichen Königs von Apulien starb im 26. Lebensjahre am Gram; ihre Söhne, zu grosser Zukunft erzogen, mit der Anwartschaft auf die Krone eines der schönsten Reiche, verkümmerten hinter Mauern und verschwanden ungekannt, ohne je die Freiheit wiedergesehen zu haben. Welch' ein schreckliches Loos! Macalda ist ein Trauerspiel, in welchem entgegenstrebende Charaktere ein Gesammtbild der Zeit nach der sizilianischen Vesper gestalten.

Die Handlung, aus diesen Charakteren sich entwickelnd, ist der Kampf um die Machtstellung in Sizilien nach dem Erlöschen des männlichen Stammes der bisherigen Herrscher der Hohenstaufen. Der König von Arragonien hat als rechtmässiger Nachfolger dieses Hauses sein Erbrecht geltend gemacht, aufgefordert von seiner Gattin, der Tochter Manfreds, und in seinem Entschlusse bestärkt und gefördert durch die hingebende, opferfreudige Mitwirkung eines hohenstaufischen

Ritters, Fulco, der in Sizilien bereits die Gemüter für den Gatten Constanzens entflammt hat. Den Absichten Beider steht auf der Insel eine republikanische Partei gegenüber, welche die Erfolge der Volkserhebung für sich behalten und an keinen Fremden überlassen will. An der Spitze dieser Partei steht Macalda, nicht weniger schwärmerisch begeistert für ihre Sache, für die Sache der Freiheit, wie Fulco für die der Legitimität. Sie opferte ihre Jugendliebe, um mit der Hand eines älteren und mächtigen Mannes für ihren Bund des Aufstandes gegen Karl von Anjou Zuwachs zu gewinnen, sie giebt durch ihr Auftreten am Tage der Vesper zur Ermordung der Franzosen das Signal, sie tritt, nachdem die Grossen auf Seite des Arragoniers sich stellen, diesem selbst entgegen und fordert ihn auf, die Krone nicht anzunehmen, sie bekennt sich hernach zur Mitwissenschaft an der Verschwörung gegen ihn und reisst mit sich in den Tod ihren Gegner Fulco, ihren verkörperten Antagonismus. Dieser bahnt, wie gesagt, dem Könige die Wege nach und in Sizilien, gewinnt nach der Vesper die Häupter des Landes für ihn, gerät in Gefangenschaft Karls, bekennt sich offen als dessen grössten Feind, soll hingerichtet werden, erhält auf Fürbitte der Tochter Anjous den Auftrag, den gefangenen Sohn Karls auszulösen, wird von dem Arragonier mit Argwohn und Misstrauen abgelohnt und stirbt, im Tode noch sich mit Macalda versöhnend. Er ist der Mann der ritterlichen Tugend, seine Treue an den hingerichteten Konradin, dessen letzter Zeuge und Rachevollstrecker er geworden ist, mit dem Tode besiegelnd.

Sein völlig selbstloses, ganz dieser Treue und der Rache geweihtes Thun, geben ihm etwas Übermenschliches, Dämonisches. Der König von Arragonien selbst ist die politische Klugheit, er vereint in seinem Charakter die Härte des Usurpators und die Liebenswürdigkeit des Monarchen, er ist äusserlich pompös, grossmütig, innerlich nur schlau und rücksichtslos, er scheint jede Tugend zu achten, glaubt aber

im Grunde seines Herzens an keine; seine Pläne scheitern, als er sich am Ziele glaubt, an der Leidenschaft seiner Feindin und an der Charaktergrösse seines Vasallen, den er nicht versteht, den er wegwerfen zu können glaubt, nachdem er ihn nicht mehr braucht. Instinktiv überwältigt von den grösseren Eigenschaften Jenes, wagt er es nicht mehr, die Krone anzunehmen, sondern legt sie auf das schuldlose Haupt der Beatrix.

Die Tragik meines Dramas liegt in dem Gedanken, dass bei geschichtlichen Ereignissen nicht die edlen Mächte des Herzens unmittelbar zum Siege gelangen, dass sie untergehen müssen, um der Gewalt und List, welche der gewinnende Teil sind, die Überzeugung aufzudringen, dass sie dennoch stärker sind, da sie ihre Unwandelbarkeit mit dem Tode besiegeln und ein unanfechtbares Zeugnis von der Ewigkeit der Idee abgeben.

In der ersten Ausgabe trägt mein Drama den Titel Macalda. Ich habe diese Überschrift in: „Nach der Vesper" umgewandelt, weil dies genauer den Inhalt besagt, der nicht wie bei der gleichnamigen Oper die Sizilianische Vesper ist.

Pollini in Hamburg schien anfangs geneigt, die Aufführung zu bewerkstelligen, wurde aber später anderen Sinnes. Bei Ablehnung eines Stückes nach Gründen zu fragen, ist eben so nützlich als bei Gewittern oder Hagelschlag. Es sollte einmal ein rein ethisches Geschichtswerk geschrieben werden, worin zuerst die grossen, edlen Thaten, die der Menschheit heilbringenden Ereignisse verzeichnet stünden, und unten, nur als Fussnoten, die der Grausamkeit, der Gewalt und der Molochsdienste; dadurch müsste die Geschichte ein ganz anderes Ansehen gewinnen.

Am 24. Juni 1872 starb Robert Prutz.

Ein Abend in München ist mir noch sehr in Erinnerung; in einer der belebtesten Strassen war ein Petroleumbrand ausgebrochen, ein reiches, allbekanntes Kaufhaus stand in Flammen. Die Glutsäulen wälzten sich über Hausdächer

und die Kuppeln der Kirchen in den Nachthimmel hinauf. Zu gleicher Zeit sollte ein Konzert stattfinden, Karossen mit geputzten Damen rollten zwischen den Feuerlöschwagen durch. Im Konzerthaus versammelte man sich, um eine Symphonie von Beethoven anzuhören, während draussen die Sturmglocken anschlugen und die Strasse von Hufschlägen der Feuerwehr-Reiterei und Sicherheitswachen erdröhnten. Das Konzert unterblieb, dagegen war im Saal ein Wogen von Kommenden und Gehenden wie ich es noch selten sah.

Zu Hause las ich Wilbrandts „Gajus Gracchus", der in nächster Zeit aufgeführt werden sollte. Ich habe mich überzeugt, dass dieser Wilbrandt'sche Volkstribun ein ganz unschädlicher Schwätzer ist, den die Römer, wenn er wirklich so gewesen, höchstens ausgelacht, anstatt ermordet hätten.

Am 10. Januar 1872 traf die Nachricht vom Tode Napoleons III. hier ein.

Napoleon tot! die Nachricht klingt
Nur wie, um wach zu rufen schwarzbeschwingt
Das Angedenken an den Tag,
An dem sein grosser Ohm erlag.

Doch diesem nun von Schuld beschwert,
Wenn abgewogen wird sein Wert,
Wird eine Sphinx das Grabmal hüten, schweigend
Der Zukunft nur ihr steinern Antlitz zeigend.

Am 27. März 1873 als am Todestage Beethovens hörte ich im Odeonskonzerte die E-dur Symphonie von Mozart, ein Tonwerk, in dem sich ein tiefer unendlicher Schmerz ausspricht. Wie weit vorgeschritten ist doch die jetzige Generation in musikalischer Bildung gegen diejenige, in welcher wir aufwuchsen, und erst die Vorhergegangene! Wie gering geachtet waren diese grossen Seelen, ein Mozart, ein Beethoven von der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen! Mag man auch damals schon ihre Werke bewundert haben, sie selbst als Menschen blieben vernachlässigt und starben in

Armut. Eine Menschheit, die ganz und gar von musikalischer Bildung durchdrungen ist, muss auch eine sittlichere sein. Keine Kunst scheint mir so sehr darauf angelegt, die Menschen milder, weicher, brüderlicher zu stimmen als die Musik.

Sie ist vielleicht die letzte ihrer Schwestern, die den Versuch macht, dies Geschlecht aus den Banden der Selbstsucht zu retten. Wer Gelegenheit hat Physiognomien zu studieren, bewundert während eines Musikvortrages an schönen Frauen das sanfte Neigen des Antlitzes, wenn eine bekannte Melodie anklingt, den heiligen Ernst, wenn die Töne gewaltiger aufstürmen und das Unsagbare, das Unbegreifliche bis an die Ufer der Sprache heranwogt.

Am 17. April 1873 um $5^1/_2$ Uhr abends starb Justus Liebig.

Wem solche Segensähren spriessen,
Wer soviel seiner Mitwelt gab,
Der mag getrost die Augen schliessen,
Und sagen: Frühling hol mich ab. —

Am 30. Mai 1770 starb Voltaire, ich wurde an diesen grossen Mann um so lebhafter erinnert, als der Mai auch Schillers Todesmonat ist und der Napoleons. Es scheint, dass in diesem Monat, mehr als in einem anderen, die grossen Genien abberufen werden.

Am 27. Juni hörte ich zum erstenmal den Fliegenden Holländer von R. Wagner. Das Sujet ist nach Heine, die Musik verhält sich zu Mozartischer wie die kalte nordische Nacht zu südlichem Sonnenschein, zur Lieblichkeit eines deutschen Sommertages. Tief wehmütige Klänge sind in dieser Oper, das ist nicht zu leugnen, ich glaube jedoch, dass die geschickte Köchin Reminiscentia zuweilen auch olla potrida gemacht hat.

In der Herbstsaison hörte ich Mozarts G-moll-Symphonie. Besonders der dritte Satz erschien mir wunderbar! Nachtigallen-

gesang, während goldene Fahnen in ein Grab gesenkt werden. Dann ein Regen voll blühender Rosen. Es folgte das Violinkonzert von Beethoven. Sonnenstrahlen über einsames Gebirge, Schmetterlinge fliegen am Abgrund. Ein Gott sieht der Vernichtung seines Weltkörpers zu, und alle die Menschengesichter, die zu ihm aufschauen, sind der Ausdruck seines unendlichen Schmerzes. Jeder Ton einer Mozartischen Musik führt mich in Thäler und Berge der Schweiz.

Während die Cholera hier ihre Opfer forderte, machte ich ein Satyrspiel „Die Besiegung der Cholera“ fertig.

Ich hatte es schon 1854 beim ersten Auftreten der Epidemie begonnen und es damals im Kreise von guten Bekannten bei Pettenkofer vorgelesen. Es sind harmlose Witze darin, auf die Freunde losgelassen, die diese nicht übelnahmen. Jetzt gab ich die spasshafte Komödie im Druck heraus und musste von Kritiken den Vorwurf hören, dass ich während so ernster und trauriger Zeit solch jocoses Zeug veröffentlichte. Man vergass, dass das lustigste aller Bücher seine Entstehung der Pest in Florenz zu danken hat. Und je besser, je lustiger es war als meines, umsomehr Tadel hätte dasselbe verdient.

Am 7. April ist Wilhelm v. Kaulbach gestorben. Dieser grosse Künstler war mir sehr gewogen, er hatte auch vor, mein Satyrspiel zu illustrieren.

Am 15. war Conrad Ferdinand Meyer aus Zürich mit seiner Schwester bei uns zu Mittag, wir fanden, dass wir eigentlich verschwägert wären, und beschlossen, uns fortan mit Vetter anzureden. Ich sagte zu, ihn bald in seinem Heim zu besuchen. Er gab mir sein: „Huttens letzte Tage“. Sehr schön ist geschildert, wie Hutten, schon dem Tode nah, seinen verstorbenen Freund Franz v. Sikkingen vor sich erscheinen sieht. Überhaupt eine herrliche Dichtung!

Ich wurde aufgefordert, im hiesigen Kaufmännischen Verein einen Vortrag zu halten, und wählte als Thema: „Poesie des Handels“. Ich glaubte, dass dieses Thema ganz

gut für mich passte, und da ich auch leidlich und ohne Stocken vortrug, so gefiel es, und ich wurde aufgefordert, später einen zweiten Vortrag zu halten. Auch hiesige Zeitungen sprachen sich günstig aus.

An Beethovens Todestag sahen wir im Theater die „Ruinen von Athen". Merkwürdig, dass dieser Genius auf eine Zukunft hindeutet, für die ein Ebenbürtiger kämpfte und starb, nämlich Byron für die Befreiung Griechenlands.

Ich finde gar oft in der italienischen Musik etwas eigentümlich Herbes, eine gewisse würzige Bitterkeit, es ist Lorbeerart darin und noch etwas: eine nächtliche Sommerschwüle, wie über den Bergen des Apennin.

Ich erwähne noch eines Bildes, das um diese Zeit hier ausgestellt, einen gewaltigen Eindruck auf mich hervorbrachte, es ist „Golgatha" von Gerome. Die Kreuzigung ist vorbei, tiefes Nachtgewölk umschleiert den Himmel bis tief herab über Jerusalem, das im Thale unten liegt. Die römischen Kriegsknechte, die Exekutions-Cohorte kehrt eben heim, eine felsige Schlucht hinunter, einige sehen sich um, hinauf nach der Schädelstätte. Oben liegen noch etwas beleuchtet die kahlen Gesteine und ein seltsamer Schatten ist darauf sichtbar, die Kreuze schatten sich ab. Welch ein tiefer Gedanke! So wirft das Kreuz seinen Schatten in die Welt. Einige der umblickenden Römer scheinen dem Hingerichteten huldigend zuzuwinken.

Im Herbst dieses Jahres, der sich schön anliess, beschloss ich, mit meinem Bruder eine Reise in's obere Rheinthal zu machen.

An einem jener Frühherbstmorgen, die mir stets eine Fülle angenehmer Erinnerungen bringen — es war der 8. September 1873, stiegen wir in einen Waggon der Vorarlberger Bahn und dampften über den Schienendamm, der die Inselstadt Lindau mit dem Festlande verbindet, in die heitere Wein- und Obstgegend hinaus. Es hatte den Tag vorher geregnet und der See, noch von den Stürmen der

Nacht unruhig, schäumte zur Seite des Dammes empor. Der Himmel dagegen hatte sich aufgeheitert und versprach einen schönen Tag; so waren denn auch wir guter Dinge und in jener übermütigen Laune, in welcher man eine Reise anzutreten pflegt. Es ist dies das Gefühl der Freiheit, welche dem Menschen so selten zu Teil wird, der Freiheit und Ungebundenheit nach dem Druck der alltäglichen Verhältnisse, in die eingepfercht wir einen grossen Teil unseres Lebens trüb dahinschleppen.

Die Eisenbahnen sind die Poesie des Jahrhunderts, sie verwirklichen die Träume der Dichtung, sie rücken die Wirklichkeit so nahe wie möglich an die Phantasie, sie führen uns fast wie im Fluge aus der Ebene zu den Bergen, von der grossen Stadt in die stillen Thäler; heute finden wir alte Bekannte, Freunde, die wir seit Jahren nicht mehr gesehen, morgen knüpfen wir neue Bekanntschaft an, und sobald wir aus dem Waggon gestiegen, sind wir ganz auf uns selbst gestellt, Fussgänger, Stellwagen-Reisende, Bergsteiger.

Die Gürtelbahn, deren östliches und südliches Bruchstück den Rand des Bodensees auf bayrischer, österreichischer und Schweizerseite bis Constanz umfasst, hat an dem Ausgangspunkte Lindau nicht eben zur Verschönerung der Landschaft beigetragen: Waldung, Villen, Obst- und Rebgärten mussten der Nivellirung weichen, und eine kahle, gerade Linie durchschneidet, wahrhaft schneidend, das aufblühende Fruchtland. Je näher wir Bregenz kommen, um so südlicher wird der Charakter der Landschaft. Wir sind am Fuss der Berge, und die ersten Stufen hinan sind mit Reben bepflanzt. Häufiger begegnen uns stattliche Alleen von Nussbäumen und reichlicher werden die Maisfelder zu beiden Seiten der Bahn, und nun treten auch deutlicher die Contouren der Graubündtner Bergriesen hervor. Das ist das Rheinthal. Ich möchte sagen, wie der Rhein mit seinem Austritte aus dem Bodensee seine geschichtliche Epoche beginnt, so lebt

er hier in seiner Urzeit. Was sind die Felsen von Rolandseck und der Loreley gegen diese Titanen mit ihren Bergtrümmern! In verderbenschwangerem Ungestüm braust der wilde Bergstrom dazwischen. Freilich da, wo er nicht mehr schaden kann, und bis hoch hinauf, bis dahin, wo die schroffen Felswände beginnen, und das ist eine ziemliche Strecke, dehnen sich die üppigen Wiesen und grünenden Alpenhänge aus. Welch' ein Reichtum, welch' eine lachende Fruchtbarkeit hart neben den rauhesten Spuren der zerstörenden Elementarkraft! Und dort oben, wo die dunstgoldenen Lichtwolken über den Gletschern der Scäsa plana und der Rhätikon-Kette schimmern, da schläft der gewaltige Föhn, der Enkel des Samum, der Sohn des Scirocco. Was ist das für ein kühnes Adlernest auf dem Felsen dort oben? Wahrlich, eine stattliche Ritterburg mit Zugbrücke und Zinnen und Turm, als warte sie nur des Reiters mit wehendem Fähnlein und Schild, um ihm ein gastliches Willkommen zu bieten. Es ist der „Klopfer", die Burg von Hohenems, die alte Hohenstaufen-Burg, die uns eine Handschrift des Nibelungenliedes aufbewahrt hat. Dieselben Räume umschlossen einst auch den letzten Sprossen des Normannenkönig-Geschlechts, den der eiserne Kaiser Heinrich der VI., der Sohn des Rotbart, dort gefangen hielt. Später kam das Schloss an die Grafen von Montfort, jenes einst so mächtige Geschlecht, auf welches in diesen Gegenden fast jedes Besitztum zurückdeutet. „Das war Montfortisch", heisst es; auch dieses Schloss gehörte den Montfort und jene Stadt; und wo ein alter Giebel, eine ragende Warte hervorschaut, so sehen wir daran das Wappen der schwarzen oder roten Fahne. Stets waren sie treue Vasallen der Hohenstaufischen Kaiser, diese Montfort. Mit Jener Untergang erlosch auch ihr Stern. Besitztum nach Besitztum kam durch Verpfändung und Kauf an Habsburg. Die beiden letzten Montforts veräusserten ihre letzten Güter an Österreich und starben in ruhmloser Abgeschiedenheit und Armut zu Tettmang in Württemberg (1787).

Dieses tragischen Ausganges hat sich auch die Sage bemächtigt. Noch vor nicht langer Zeit, erzählt man, an einer der noch ziemlich gut erhaltenen Burgen habe ein alter Mann die Fremden, die da hinaufstiegen, um ein Almosen angegangen, — es war der letzte Montfort. Unter dem Schlosse Hohenems liegt die Stadt gleichen Namens, grösstenteils von Juden bewohnt. Die Leichensteine ihrer Gräber erstrecken sich bergan in weissen Reihen. Gespensterhaft und fremdartig in der Mitte des Friedhofes erhebt sich ein grosser Baum, alleinstehend; es gemahnte mich wie eine Erinnerung an die Mythe vom Baume des Lebens. Die Felsen in der Nähe des Ortes, an welchem wir bald vorüberkommen, türmen sich amphitheatralisch um diese Stätte des Friedens, ein riesiges Halbrund bildend. Es ist eine eigene, fremdartige Formation, an den Orient, an die Gegenden des toten Meeres gemahnend; und wer weiss, ob nicht gerade dieser Umstand bestimmend für die Ansiedelung war. Vieles zeigte sich da, was Bilder der Heimat, der fernen morgenländischen Heimat in dem Einwanderer wachrufen musste.

In kurzer Zeit erreicht man Götzis, in reizender Lage; vor Feldkirch beginnen wieder Rebpflanzungen. Viele davon sind im Besitze von Jesuiten, welche hier eine berühmte Erziehungsanstalt gegründet haben. Die schönsten der Weingelände sollen dem Orden gehören. Als Friedrich II. zum erstenmale aus Italien nach Deutschland kam, hatte Otto IV. die meisten der Pässe besetzt. Dem Könige von Sizilien und Neapel blieb nur der Weg über die Rhätischen Alpen übrig, und hier war es ein Montfort, der dem Hohenstaufen mit hilfreicher Macht entgegenzog und zuerst sich ihm anschloss. Als der Kaiser damals auf der Burg seines Lehensmannes abstieg und ihm ein fürstlicher Empfang ward, mochte er auch unter den ihm Entgegenkommenden einen schwächlichen, blinden Jüngling bemerken, der trauernd abseits stand; — wenn er nach ihm fragte, so musste man ihm sagen, dass das der letzte Sprosse des normannischen Königsgeschlechtes,

der Enkel der Eroberer Guiscar und Bohemund war. Wenige Jahre später zog hier Konradin vorbei nach Italien, einem noch dunkeln Geschick entgegen. Dort drüben liegt der Pass von Stoss; dort war es, wo zwei Jahrhunderte später die Appenzeller unter Anführung eines Grafen von Montfort die Blüte der schwäbischen, österreichischen und thurgauischen Ritterschaft zu Boden schlugen. Nicht weit weg ist auch Schloss Dornegg, ebenfalls berühmt durch einen Sieg der Eidgenossen über die Feudalmacht. Die Reichsstädte und der Bodensee, sonst im Bunde mit den benachbarten Schweizerstädten, hielten es damals mit Kaiser und Adel. Anders jener Graf Montfort. Es war ein Werdenberg, ein Montfort von der schwarzen Fahne, der in langer Fehde mit seinem Vetter, dem Grafen von Montfort-Bregenz von der roten Fahne, den grössten Teil seiner Besitzungen verloren hatte, die sein Sieger, wie es scheint, an den Herzog Friedrich von Österreich veräusserte. Dadurch kam er nun auch in Streit mit diesem mächtigen Fürsten, der ebenfalls damals kriegsgerüstet gegen die Eidgenossen heranzog. Den Appenzellern, von allen Seiten bedrängt, stellte sich nun Graf Rudolf von Werdenberg als Bundesgenosse und treuer Helfer dar, zog ein Hirtenhemd über seinen Panzer und am Tage der Schlacht riet er ihnen, da der abschüssige Boden feucht vom Regen war, die Schuhe aus- und so in die Schlacht zu ziehen. Dadurch gewannen sie festern Fuss als ihre Gegner, die schwergewaffneten Ritter, die sie in wütendem Kampfe niederrangen und erschlugen. Viele Herren samt ihren Knechten wurden da von den freien Männern der Berge getötet, sodass gross Wehklagen in den Nachbarstädten umher war. In Appenzell aber traten die Ältesten zusammen und setzten als Richter des Landes den vertriebenen Rudolf von Werdenberg wieder in seine Güter ein. So ist es zu lesen auf einer Wand des alten Schlosses Werdenberg, einem Baudenkmal mit Mauern von ungeheurer Stärke. Wir kamen Abends dahin, nachdem

wir von Feldkirch aus auf der Schweizerbahn die Station Buchs erreicht hatten.

Ganz eigen auch liegt dieses Feldkirch zwischen überhängenden Felsschluchten, aus welchen die schäumende Ill braust und ihre Wogen heranwältzt, um die Fabriken des gewerbfleissigen Städtchens in Athem zu halten. Auf der reizenden Besitzung eines Grossindustriellen hat man eine entzückende Aussicht über das Rheinthal und die gegenüberliegenden Appenzeller Triften. Darüber erheben sich die Zacken des Kamor, des Calanda, der Grauhörner und wie sie alle heissen mit ihren hochpoetischen Namen.

Aber nun auf Schloss Werdenberg, den Stammsitz jenes Grafen Rudolf, der, ein hochgeborener Ritter, es mit dem Volke hielt, mit ihm stritt und siegte! Seine Beweggründe mochte zum Teil die Not ihm eingegeben haben, immerhin war sein Entschluss ein in jener Zeit auffallendes Beispiel.

Eine angenehme Dämmerung senkte sich von der Bergschlucht herab nach dem schwülen Tage, als uns das alte Thor aufgeschlossen wurde, durch welches wir zwischen Rebgärten auf einer breiten Steintreppe zum Schlosse hinanstiegen. Nach je drei Stufen kommt immer wieder ein Rasenplatz; es musste gar lustig sein, dahinauf zu reiten! Das Schloss selbst, so wie es jetzt aus verschiedenen An- und Nachbauten zusammengesetzt dasteht, ist wohl im 15. und 16. Jahrhundert vollendet worden und hat in seiner Architektur viel Ähnlichkeit mit Hohenems und Lichtenstein. Es ist von einer mammuthaften Massigkeit; im Hofraume spriesst duftendes Alpengras, die Blätter einiger Rebspaliere und Obstbäume zittern im Abendwinde, die Mauern sind mit dichtem Epheu umzogen. Vor dem Eingang zeigt sich eine Art roher Mosaik aus groben Kieseln, wie ich das später auch vor grossen Bauernhäusern beobachtet habe. Solche Ausschmückungen haben die ritterlichen Herren wohl aus Italien mitgebracht, man hat es nachgeahmt, und es hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Ein Riegel vor einer

mehrere Zoll dicken Thür öffnet sich, wir treten in eine gewölbte Vorhalle, eine Freitreppe führt innerhalb derselben zum Turm. Ein ernster, düsterer Eindruck überkommt einen da; Vergangenheit, deine Sprache, welche das Schweigen ist, ein Schweigen, in welches alles andere miteinverstummt! Auf der Höhe des Turmes erfreut uns von dem noch wohlerhaltenen Wehrgang, der innerhalb desselben herumführt, eine prachtvolle Aussicht auf den Halbkreis der Gebirge, um die es jetzt auch zu dunkeln beginnt. Fledermäuse flattern um uns her, gegen die sich das uns begleitende Mädchen den Kopf ängstlich mit einem Tuche bedeckt. In einer Rumpelkammer des Turmes sahen wir ein altes Pferdekummet, das noch aus den Zeiten des Glarner Landvogtes herrührt. Das Lederzeug ist mit einer schmalen bemalten Holzleiste eingefasst, die sich in vergoldete Spitzen umbiegt, und auf dem Joch schmückt es ein Geweih. Solchen Zierat gebrauchten die Herren bei ihren Schlittenfahrten.

Als wir wieder in den Hofraum traten, glänzten nur noch die höchsten Bergspitzen in einem verglimmenden und rosigen Lichtstreifen, unten war es schon dunkel geworden. Ich warf noch einen Blick in die hohen Ritterhallen. Wie lebhaft traten die Bilder der alten Zeit hervor; da sass er, der Herr von Montfort, den Becher mit feurigem Completer oder Veltliner gefüllt, und sann der alten Geschichte seiner Vorfahren nach, auf neue Gebietserwerbung, wohl auch auf neue Fehden bedacht. Er sah seine Ahnen, die Herren von der roten Fahne im Geleit des Kaisers auf Kreuzzügen und Römerfahrten, überall hervorleuchtend, immer mächtiger werdend. Mit grossen Schritten durchmaass er die Räume seines Saales. Der geistliche Herr neben ihm, ein Mönch des Klosters St. Gallen, that auch dem edlen Wein weidlichen Zuspruch. Da brachte der Ritter ein Schwert aus seinen Waffen, wies die Klinge dem Mönch und fragte ihn um den Sinn eines im Stahl eingravirten Spruches: „Jesus autem transiens“ hiess er, und auf der andern Seite stand:

„Per medium illorum ibat.“ Ein Blitz der Freude leuchtete aus den Augen des Ritters, als ihm die lateinischen Worte übersetzt wurden; er schien sie auf ganz eigene Weise sich auszulegen, mit den Eigenschaften der Waffe selbst in Verbindung zu bringen. Aus den unteren Räumen des Schlosses drang der Lärm seiner Kriegsleute herauf, der Knappen und Knechte. Man hatte eben ein paar Gefangene gebracht, einen armen Frohnbauern und einen herumziehenden Strolch. Mit Stössen und Schlägen wurden die armen Teufel ins Verliess geschleift. Fluchen und rohe Spässe übertönten das Jammergeheul der Elenden. Wild und wilder scholl der Zechgesang und stürmischer pochte es in der Brust des Burgherrn von kühnen Entwürfen und schwertfrohen Hoffnungen. — Da auf einmal schallt vom Wehrgang herab der Ruf des Wächters: „Gelobt sei Jesus Christus.“ — Plötzlich wird alles still, die rauhen Männer sinken aufs Knie, falten die Hände; die im Kerker Liegenden blicken trostvoll auf, alles ist Andacht und Versöhnung geworden.

Wir können es kaum fühlen und begreifen, welche Macht dieser Ausruf damals hatte, von welch wunderbaren Vorstellungen begleitet im Mittelalter der Name des leidenden Heilandes einen allgewaltigen Einfluss auf alles und alles, auf jede That, auf jeden Stand, vom Kaiser hinab bis zum letzten Mann hatte — seltsam! In dieser rauhen, rechtlosen Zeit erscheint das Bild eines unschuldig Leidenden in grenzenlosester Verehrung; dieser dorngekrönte Menschensohn ist der König alles Lebens, der höchste Hort der Tapfern, das Feldgeschrei der geharnischten Heere! Vielleicht gerade in diesem Widerspruch lag die Magie, die Glorie, die den Gekreuzigten als den Heros der christlichen Weltanschauung umgab. —

Vertieft in solche Gedanken, stieg ich den weinumkränzten Hügel hinab. Die Heerden zogen heim, und das friedliche Geläute mischte sich mit den Tönen der Abendglocke. Jetzt wohnt hier ein armes aber freies Hirtenvolk, arm allerdings, aber augenscheinlich nur durch den feudalen Druck und die

Kriege der früheren Jahrzehnte herabgekommen. Man kann nichts Armseligeres sehen, als die in die ehemaligen Ringmauern von Werdenberg eingebauten Hütten. Kaum in einer der Vorstädte Londons oder Hamburgs denkt man sich solche verwahrloste, dumpfe Gassen. Wie wohlthuend ist dagegen der Anblick einer ganzen Reihe neugebauter, reinlicher Häuser vom Dorfe gegen den Bahnhof zu, die für Arbeiter der Bahn und andere durch den Verkehr herbeigerufene Erwerbskräfte entstanden sind, eine kleine Colonie, an Amerika erinnernd, ein trostreiches Zeichen der neuen Zeit, die überall Wohlstand und Verbesserung verrotteter Zustände bezweckt, dem Einzelnen Selbständigkeit, dem Ganzen frisch pulsirendes Leben sichert.

Es wurde im Theater der „Erbförster“ von Otto Ludwig gegeben. Dieses Drama lässt sich einem jener Gemälde vergleichen, von denen man sagt, das Bild ist mit grosser Naturwahrheit gemalt, aber in meinem Zimmer möchte ich es nicht haben. Das Ganze hinkt auf einer total unverständigen Voraussetzung, aber dem Schauspieler gibt es Gelegenheit, die Charakterrolle mit evidenter Lebendigkeit zur Anschauung zu bringen. Wenn es aber auch solche Unglücke, aus Missverständnis und Laune hervorgebracht, gibt oder gäbe, so ist dies noch kein Vorwurf für die Tragödie, die Poesie hat nicht die Aufgabe, sie in aller Krassheit auf die Bühne zu bringen. Daher denn auch der blos peinliche Eindruck, den das Stück zurücklässt.

Am 4. Dezember 1874 überraschte mich die Nachricht, dass ich den Maximilians-Orden für Kunst und Wissenschaft erhalten habe, zugleich mit Scheffel und mit dem Maler Menzel, für den verstorbenen Fritz Reuter.

Das Dekret war von einem Schreiben des Regierungs-Präsidenten begleitet, in dem gesagt wurde: „Dass Seine Majestät in angestammter Weisheit und wahrhaft königlicher Huld die Erfolge meiner Muse mit diesem Orden anzuerkennen geruht habe.“

Was mich noch besonders freute, war, dass Seine Excellenz seine Worte mit einem Zitat aus meinen Gedichten begleitete.

Am 20. Januar morgens $^1/_2$3 Uhr kam ich von der Künstler-Maskengesellschaft der Allotria nach Hause. Eben als ich mich anschickte fortzugehen, stellte mich Lenbach dem Grafen Herbert Bismarck vor. Die Unterredung war deshalb sehr kurz.

Einige Tage darauf war ich in Lenbachs Atelier, er malte damals seinen Lehrer Piloty.

Am 4. Februar besuchte ich den Hofball, da ich nun als Maximilians-Ritter hoffähig war. General von der Tann stellte mich dem König vor; seine Frage war, was schreiben Sie, wird Ihr Stück aufgeführt? Auch dem Cultus-Minister und dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes wurde ich vorgestellt.

Am 17. Februar hörte ich Beethovens C-moll-Symphonie. Es scheint mir doch, dass diese Symphonie die Auferstehung der Toten bedeutet. Gleich zu Anfang dröhnen gewaltige Wecktöne, wie Schläge an eherne Thore und Posaunen durch Katakombengewölbe, ein furchtbares Echo. Dann tönt Siegesjubel, Huldigung, Wonne der Seligen. Dann steigen die Ungeheuer der Tiefe herauf, die Wolken werden Schlachtrosse der Cherubim. Am Schlusse bricht Alles in ein Triumphlied aus, ein Siegesgesang der Allmacht und Liebe.

Am 31. März hörte ich die Neunte Symphonie mit dem Schlusschor von Schiller „An die Freude“. Ganz besonders schön fand ich das Adagio, und am Schlusse den Übergang zum Chor, ihn vorbereitend, wie wenn ein Orakel oder Eroshaupt aus tiefer Ferne her zu den Menschen spräche.

Am 26. April reiste ich mit Bruder und Sohn nach Venedig über den Brenner. Es war eine herrliche Fahrt im Frühlingssonnenschein an Felswänden vorüber, die mit blühenden Eriken überhangen waren, an Abgründen entlang,

in die rauschende, vom Gletscherwasser getränkte Wasserfälle stürzten, durch die finsteren Tunnels, nach welchen himmelhohe Ferner die Reisegesellschaft erfreuten. So gelangten wir mit der Nachmittagssonne an den düster gelegenen Brennersee und auf die Höhe des Passes.

An den jenseitigen Abhängen wurde die Landschaft freundlicher, die Wiesen grüner und üppiger. Nur die Berge ragten schneebedeckt ins wolkenlose Blau. Bald kamen auch Kastanienbäume und die ersten Rebstöcke. Zwischendrin stand da und dort ein rosig über und über blühender Pfirsichbaum. So ging es immer besser, immer belaubter wurden die Pappeln, die Ahorne, immer häufiger die Blütenbäume. Doch war Alles nicht soweit voran gediehen wie damals, als ich vor neun Jahren denselben Weg zurückgelegt hatte.

In Bozen blühte schon Alles, dennoch musste ich mir sagen, der Süden hatte in diesem Jahre keinen grossen Vorsprung vor unserer transalpinischen Heimat. Am Rhein, am Bodensee mochte die Vegetation nicht viel weiter zurück sein, als in Südtyrol. Doch es ist etwas in der Luft im Süden, ein Etwas, ein Äther, den das nordische Klima nicht hat. Als wir des andern Tages nach Trient fuhren, umschwebte die Bergspitzen eine Reinheit, eine Poesie der Höhe, als wäre jeder dieser Gipfel ein Göttersitz, ein Helikon, um den die Musen ihren melodischen Reigen führen. In Venedig fand ich neue Bekannte und wir zechten stets bis in die Mitternacht, und ich ging dann mit grosser Begleitung wie ein Nobile der alten Zeit über die Piazetta und den Markusplatz ins Hotel. Besonders interessirten mich diesmal die Inschriften im Dogenpalaste. Auf dem Rückwege ersann ich am Gardasee ein Novelle „Sirmio".

Als Reisegefährten brachte mein Sohn eine Schildkröte mit nach Haus, die ungefähr 8 Tage lang sich in unserem Hof aufhielt und dann später spurlos verschwand.

Im Hochsommer besucht man nur selten das Theater, dennoch hörte ich mit wahrem Vergnügen Cosi fan tutte. Da ist Anmut, Feuer und Leben in Fülle. Es ist die ganze mozartische Sphärenmusik, wenn auch nicht in jener majestätischen Höhe, wie in der Zauberflöte, wie in Don Juan, aber mit aller Lieblichkeit jener beiden Opern, und ein Finale von bezaubernder Schönheit.

Am 12. März 1876 fand die erste Aufführung meines Dramas „Der Doge Candiano" statt. Der Schluss des zweiten Aktes imponirte durch die grossartige Szenerie, welche dem Vorgang auf der Bühne entsprach. Von grosser Wirkung war das Herannahen des Schiffes mit dem toten Dogen, das Auftreten des verbannt gewesenen Sohnes, der das Verbot, Venedig nicht mehr zu betreten, das ihn mit dem Tode bedroht, übertritt und zum Dogen erwählt wird, worauf er die Vermählung mit dem Meere, als der Erste, der dies wagt, vollzieht und nun schwören muss, die Stadt dem Corsaren zu rächen, der er selbst ist. Diese Szene wurde lebhaft applaudirt und das Stück mehrmals wiederholt.

Ein neues Stück ist wie ein neues Kleid, es muss erst einigemal getragen werden, ehe es gut ansteht. Eine Kritik äusserte über mein Drama: „Wenn auch die Charaktere nicht bis zur möglichsten Entfaltung gebracht sind, so durchzieht dafür das Ganze ein Zug von Seelenadel und sittlicher Würde."

Am 4. Mai trat ich in Gesellschaft meines Bruders eine Reise nach Paris an. Wir fuhren mit dem Dampfboot nach Romanshorn und von da auf der Eisenbahn über Zürich und Brugg, Rheinfelden nach Basel. Trotz des schlechten und kühlen, fast kalten Wetters erfreuten uns doch zuweilen Sonnenblicke durch Wolken und angenehme Landschaften. Wir kamen an der Ruine Habsburg vorbei, die, prachtvoll gelegen, ein weites Thal- und Hügelland überschaut. Unten am Fluss liegen Dorfschaften, von denen manche noch ein recht feudales Ansehen trugen. Auf den Strohdächern lag dicht das grüne Moos, man wurde unwillkürlich an Frohn-

dienst und Leibeigenschaft erinnert, wenn man diese ganz ärmlichen Hütten sah.

Nahe liegt das Kloster Rheinfelden, das auch Platen besang, der hieher als junger Poet eine Wanderung machte. In Basel war es kalt, und die Blüten der Magnolien und des Prunus sahen trübselig aus. Des folgenden Morgens kamen wir in französische Wagen I. Klasse, die keineswegs einen günstigen Eindruck von der Sorge für Comfort und Eleganz in mir hervorriefen. Das Wetter war noch immer kalt und regnerisch, trübe Wolken lagen über dem Reichsland Elsass, trüb wie die Stimmung, die unter dem Volke zu herrschen schien. Die Elsässer sprechen gern nur französisch, ohne dass sie damit den deutschen Eisenbahnbeamten sonderlich imponirten. Wir näherten uns Belfort, der ersten Stätte einer Erinnerung an den grossen Krieg 1870/71. An den Festungswerken wurde fleissig gearbeitet. Nun waren wir in dem schönen Frankreich, und der Himmel heiterte sich wirklich auf. Es folgten Vesoul, Trojes, und immer fühlbarer wurde von Station zu Station die Nähe der grossen Stadt.

Dieses Paris! Wie ein Magnet zieht es die Gemüter der Menschen an. Ist eine solche Riesenherberge aller Lust und allen Jammers nicht vielleicht doch ein Unglück für das Land? Wie ein flammender Zentralkörper, belebend und versengend, erschien es mir. Wenn ich diese Dörfer betrachte in den Gegenden, durch die wir kamen, welch ein Unterschied gegen unsere wohnlichen deutschen! Oder gar gegen Schweizer Dörfer! Ist es doch, als hätten die Leute keine Liebe für den Wohnsitz, in dem sie leben, als hätten hier alle nur den Wunsch, bald möglichst in die grosse Stadt zu kommen, um dort Geld zu verdienen. — Ganz anders der Pariser Bürger; ich sah in Werkstätten auf meinen Gängen durch abgelegene Strassen überall Fleiss und Behäbigkeit. Die zunächst um Paris gelegenen Ortschaften geben allerdings ein anderes Bild als die Dörfer, aber das sind zum grossen Teil Miethäuser für den Sommeraufenthalt der Pariser. Da ist alles

hübsch und niedlich, kleine Gärten, Häuschen, Parke. Überall gedeiht die Rebe, auch der Maulbeerbaum, überall blühen die Obstbäume, und freundlich schimmert das junge Grün der Pappeln und Eichen über die saftigen Wiesen. Oft fuhren wir auch an grösseren Parkanlagen vorbei, woraus Schlösser, reiche Herrschaftssitze, hervorlugten. Eine eigene, unserer deutschen fremde Romantik schwebt um diese Türme und Zinnen, mir war immer, ich müsste Ritter und Edelfräulein aus Ariostos Roland daraus hervor sprengen sehen, die Paladine des grossen Kaisers, und an den Weihern wandelte unter Erlgebüschen Merlin.

Von der Romantik unserer Ritterburgen sind nicht mehr viel übrig als Ruinen und die Liederhandschriften der Minnesänger in den Bibliotheken und Archiven. Wahrscheinlich hat der Bauern- und der Schwedenkrieg mehr Herrensitze zerstört als die französische Revolution. Wen müsste nicht ein ungeduldiges Bangen erfassen, wenn man sich Paris nähert, der Weltstadt, deren Schicksale uns schon seit früher Zeit in Spannung hielten, die einen so mächtigen Einfluss auf die Geschicke der Völker, und unser eigenes ausgeübt, die Stadt des Vergnügens, der Freiheit, der Künste! Es war ein heller Maiabend, die Pappeln an der Strasse, die Mauern mit Riesenplakaten flogen im Mondlicht an uns vorüber; jetzt zeigten sich Ansiedelungen kleiner Gebäude, weiss und niedlich, an Pompeji gemahnend; noch eine Viertelstunde und noch einige Minuten und wir fuhren in die ersten Räume des Bahnhofes. Babylon — sagte ich zu mir, und wirklich, es hatte etwas davon, wenn man die unzähligen Lichter schimmern sah, bis hinauf zu den Höhen, wo sie sich mit dem Funkeln der Sterne zu verbinden schienen. Wenn man dazu schallende Musik, Festgedränge und die nach Vergnügen strömende Menschenmenge dachte, so stieg die Stadt der hängenden Gärten aus den versunkenen Jahrtausenden wieder auf. Aber die Koffer wurden untersucht, und die Unternehmer boten ihre Kutschen an.

Bald trafen wir im Hotel ein. Da war der erste Eindruck eines Gemaches in Paris der, dass ich glaubte, dieses Zimmer war schon bewohnt zur Zeit der Pariser Bluthochzeit. Da sassen sie und horchten hinaus, die Glocke von Notre dame erscholl, Flintenschüsse knatterten, und vorbei stürmten die mordtrunkenen Hellebardiere der Medicaeerin. Aber daherin war man sicher, die ganze Strasse konnte mit eisernen Thoren gesperrt werden; freilich donnerten zuweilen die Kolben und Partisanen daran, und dann horchten sie Alle schreckensbleich auf, aber die Gefahr zog vorüber, und es wurde Tag.

Ja es wurde Tag, auch für uns, der erste Tag in Paris. Wohin? gestern Abend hatten wir noch im Gedränge der Boulevards gebummelt und die glänzenden Auslagen der Magazine bewundert. Nun, das sieht man heut zu Tage in jeder grösseren Stadt, aber in Paris um sovielmal glänzender.

Nun wollte ich das Alles auch im Tageslicht betrachten. Die Strassen kamen mir ziemlich eine wie die andere vor. Die Madeleine ist ein so imposantes Gebäude, und doch warum macht es auf mich nicht den Eindruck eines ächt hellenischen Bauwerkes wie die Glyptothek in München?

Auch die Börse ist komischer Weise in griechischem Styl errichtet. Der Louvre, die Tuillerien, der Place de la Concorde, es ist alles grossartig, bewundernswert, aber es mangelt jener Zauber, der die Bauten Italiens umgiebt. Die Werke eines Palladio, Michel Angelo, Gioberti, Brunelleschi, welch unendlicher Reiz umschwebt jedes ihrer Werke, welch eine Weihe der Vergangenheit ist um das Stadthaus in Verona, über Piazza d'herbe! Auf dem Place Concorde liegt der furchtbare Schatten des Einst, von hier blicken die Opfer der Schreckensherrschaft zum letztenmal gen Himmel, zum letztenmal schweiften ihre Blicke über die Köpfe der untenstehenden Menge. Letzte Worte, geistreiche, zornige, in Todesangst gebrochne, verhauchten hier, und die

Geschichte hat sie bewahrt. Wo das Blut in Strömen floss, sprudelt jetzt das Wasser der Fontäne. Was sagt es, was rauscht es? es weiss nichts mehr von Allem, was hier geschehen, es ist rein und lauter und vergessend, wie die eiligen geputzten Menschen, die diesen Platz durchschreiten. Denkt von allen diesen Jemand an das, was hier gewesen? und wer gedenkt Hölderlins, der hier durch den Anblick der Schrecken in Wahnsinn verfiel? Was damals in dieser Hellenenseele vorging bis zur völligen Zerrüttung und Nacht, welche Geistesblitze, nicht minder furchtbar, als jene vom Schaffot gesprochenen, durchzuckten dieses fein besaitete Gehirnleben.

Am liebsten blieb ich immer vor dem neuen Opernhause stehen, es ist mir so sympathisch, es ist majestätisch ohne Überladung und modern, und doch nicht ohne Erhabenheit. Hier erfreute es mich auch, unseren Mozart und Beethoven als die Ersten der Heroen ihrer Kunst geehrt zu sehen, denn die Musik ist kosmopolitisch, sie zu was Anderem machen wollen, heisst sie verkennen. Die Jüngste der Künste sitzt auf der äussersten Linken, sie geht mit dem Geist der Zeit, sie ist die Zukunft, wenn auch nicht als Zukunftsmusik.

Gern bin ich im Jardin des Plantes unter den Cedern des grossen Botanikers. Dort sieht man auch auf das Pantheon hinüber und man merkt, wie Frankreich seine grossen Männer ehrt, denn auch die Wissenschaft ist kosmopolitisch. In der grossen Oper sah ich Mozarts Don-Juan. Es fiel mir auf, dass mit grossen Buchstaben der Bearbeiter des Libretto auf dem Theaterzettel angezeigt war, Mozarts Name hingegen nur so angehängt hintennach kam. Es war gerade, als stünde unter einem Bild von Raphael der Name des Vergolders und hinten auf der Rückseite des Gemäldes der Name des Künstlers.

Nach nur achttägigem Aufenthalt mussten wir Paris verlassen und nach Lindau zurückeilen, wohin uns betrübende

Nachrichten über das Befinden unseres Bruders Julius riefen. Wir kamen an, und ich sah den Tod in seinen Zügen. Die Ärzte rieten Davos als letzte Hoffnung, allein ich besorgte, es würde vergeblich sein, dieses noch junge, schöne und reiche Leben sollte sich nicht mehr erholen. Ich hatte leider recht gesehen und vorausgesehen: am 28. Juli traf die Depesche ein, dass mein teurer Bruder morgens 4 Uhr in Davos verschieden ist. Nachdem ich der Beerdigung in Lindau beigewohnt, bin ich am 14. August wieder nach München zurückgekehrt. — Die Vollkommenheit eines Verlustes tilgt auch die Empfindung desselben, was nicht mehr ist, fühlt darüber keine Trauer, wer gestorben ist, hat keine Sehnsucht mehr zurück nach dem Sein. Wir werden uns, wenn wir nicht mehr sind, nicht vermissen. „Das Sein ist nicht mehr als das Nichtsein."

Im Nachbarhause an der Nymphenburgerstrasse wohnte ein Direktor Bukingham aus Kempten, ein alter Freund meines Vaters. Seine Cousine brachte mir einst ein Manuskript ihrer Freundin Frieda Port; es war ein dramatisches Gedicht: „Sappho". Ich las es und entdeckte viel Schönes darin, besonders überraschte mich die Fähigkeit der Verfasserin, eines jungen Mädchens, sich in antike Weise hineinzufinden. Sie hatte, so jung noch, die Erziehung der Töchter eines Notars in Lauf bei Nürnberg aus purer Neigung zu lehren, übernommen, und dabei von dem Vater ihrer Zöglinge Latein gelernt. Auf einen Brief von mir, worin ich mein Erstaunen und meine Anerkennung ihres Talentes aussprach, erhielt ich eine zweite Sendung, — es waren Gedichte — und ihren Besuch. Die Gedichte überraschten mich nicht mehr, aber sie nahmen noch mehr für sie ein, es waren so natürliche, ächte Herzenslaute und in so vollendeter Form ausgesprochen, dass ich der Dichterin, wie sie mir nun entgegentrat, meine Freude unverhohlen ausdrückte.

Das Fräulein war eine geborne Münchnerin, die Tochter

eines kgl. Rechnungskommissärs bei der Bahnverwaltung und erst 18 Jahre alt. Sie hatte mein in den Zeitungen veröffentlichtes Gedicht auf den Tod des Königs Maximilian gelesen und eifrig gewünscht, mich kennen zu lernen und mein Urteil über ihre Poesien zu vernehmen. Unsere Anschauungen trafen zusammen, und ich beeilte mich, die neue Errungenschaft in befreundete Kreise einzuführen. So bei Frau Amalie Godin und bei Paul Heyse. Seit mehr als zwanzig Jahren ist Frieda Port in treuer Freundschaft mir, meiner Frau und Tochter zugethan. Oft hat mich in schwerer Stunde diese Freundschaft aufgerichtet, mein Vertrauen und meine sinkende Hoffnung gehoben. Durch Heyses Fürwort und Veranstaltung sind ihre Gedichte erschienen, und ebenso zwei Novellen.

Fräulein Port hat indess zum Latein auch griechisch gelernt und giebt Unterricht in beiden Sprachen. Die Vorzüge, die ich an ihren Gedichten erkannt, fand auch die deutsche Lesewelt und reiht ihren Namen bereits denjenigen an, die verdiente Stufen in der Frauen-Literatur errangen.

In diesem Herbste arbeitete ich an einer Szene aus der nordischen Mythologie „Högnis letzte Heerfahrt“ und an meinem Drama „Nach der Vesper“. Später wurde ein Ausflug nach Chur unternommen, mit Bruder, Schwägerin und Tochter, dann an den Wallenstädtersee, der so einsam und geheimnissvoll am Fusse des Säntis liegt, und schliesslich an den Zürichersee, wo wir Conrad Ferdinand Meyer trafen. Telegraphisch von mir benachrichtigt, kam er von seiner Villa (damals noch nicht Kilchberg) an den Landungsplatz und auf das Dampfboot, in Flaus und Hausschuhen.

Wir unterhielten uns lebhaft über literarische Neuigkeiten und suchten ihn zu bereden, mit uns nach Zürich zu fahren. Das lehnte er aus Gründen seines mangelhaften Anzuges ab, allein noch während wir in ihn drangen uns zu begleiten, stampften die Räder des Schiffes in den See und fuhren mit dem so Entführten hinaus und nach Zürich.

Er nahm uns den Scherz nicht übel, und da das Hotel hart am Ufer lag, so konnten wir ohne Aufsehen zu erregen eine Flasche Wein zusammen trinken, und verabschiedeten uns nach einer Stunde von dem Freunde, der nun wieder, allerdings etwas später, mit dem nächsten Boote nach Hause gelangte.

Einige Tage darnach bestieg ich nochmals ein Dampfboot, das mich nach Überlingen brachte, woselbst der Verein für Altertumskunde des Bodensees eine festliche Versammlung hielt. Es wurde mir damals die Ehre zu teil, von einigen Anwesenden für Viktor Scheffel, der erwartet wurde, gehalten zu werden. Einige Bürger von Überlingen führten einen Schwertertanz auf und zwar in Frack und Zylinder, was sich seltsam ausnahm. Zu Ende meines Aufenthaltes am Bodensee schrieb ich eine Erzählung in Versen, „Der Zieler", wozu mir die Schiessstätte in Lindau und die im Schützenhause aufbewahrten alten Scheiben den Gedanken gaben. Auf einer dieser Scheiben nämlich war ein Zieler in mittelalterlicher Tracht abgebildet, dessen seltsame Gesichtszüge mich aufforderten, ihn als Gegenstand eines Gedichtes aufleben zu lassen.

Mein unter dem Titel „Nach der Vesper" begonnenes Drama trat als „Macalda" in die Welt. Mehrere Kritiker sprachen sich sehr günstig aus, andere nur sehr oberflächlich und schienen das Werk gar nicht gelesen zu haben.

Die Werke der Toten werden beleuchtet, die der Lebenden verdunkelt.

Im Monat August 1877 traf ein Brief des Direktors Pollini vom Stadttheater in Hamburg ein, worin er mich um die Bedingungen frägt, unter welchen ich gewillt sei, ihm die Aufführung des Dramas Macalda zu überlassen. Ich stellte dies ihm anheim und erhielt keine weitere Nachricht.

Auch mein Catilina wollte noch immer keine Ruhe geben. Ein Wiener Schriftsteller hatte auch einen Catilina geschrieben und in München eingereicht.

Da dessen langwieriges, monologenreiches Drama nicht zur Aufführung gelangte, beschuldigte er mich als die Ursache davon und sagte weiter, er habe auch einen „Firdusi“ eingereicht, aber mit wenig Aussicht, wenn ich etwa auch einen unter der Feder hätte; kurz der Mann bewies, wie Neid und Eifersucht den Menschen verblenden können. Alfred Meissner, dem ich es klagte, schrieb mir: „Sie haben so wenig Freude an der deutschen Bühne bisher erlebt, und da kommt einer, der noch weniger hat, und schnappt nach Ihnen.“ Der arme Meissner hatte damals noch keine Ahnung, dass auch an ihn einer kommen würde, der nach ihm schnappte, und ach, dessen Bisse sollten tödliche Folgen haben. Auch an mich kam es bald schlimmer; dieser Angriff Kürnbergers war der erste Schachzug eines Planes, einer sogenannten Hetze gegen die älteren Dichter; in einer literarischen Epoche, die seit Einführung der Schwemmkanalisation glücklich wieder abgelaufen ist.

Im April 1879 erkrankte meine Tochter an einer Bronchitis, die einen gefährlichen Schwächezustand herbeiführte. Alle angewandten Mittel schienen vergeblich, wir waren in grösster Sorge. Da verordnete unser Hausarzt Luftveränderung und Aufenthalt im Süden. Brixen schien hierfür am geeignetsten durch seine Lage im alpinen Gebiet und zugleich im wärmeren Klima. Das arme Kind war so schwach, dass es von der Droschke in den Waggon getragen werden musste. In Brixen logirten wir uns im Hotel zum Elephanten ein. Meine Frau war als Pflegerin mitgereist. In kurzer Zeit stellte sich Besserung ein. Der Puls hob sich, die Temperatur näherte sich der normalen, der Appetit nahm zu, die Genesung kam. Seltsam war es, dass ich eines Nachts im Traume eine Schlange, silberweiss, wie aus der Wand des Zimmers hervor und an das Lager meiner Tochter kommen sah. Es war das vorbedeutende Bild der Heilung. In Brixen lernte ich den Reiseschriftsteller Noë kennen, einen viel bewanderten und wissenskundigen Mann und vortreff-

lichen Gesellschafter. Wir unternahmen zusammen manche Partien auf die Höhen und in die Thäler des schönen Boznerlandes. Auch die köstlichen Weine liessen wir nicht ungekostet. Nebst uns waren im Hotel eine Anzahl liebenswürdiger Gäste, die mit freundschaftlicher Teilnahme uns zugethan waren, ebenso standen wir in guten Beziehungen zu einigen Eisenbahnbeamten und Ingenieuren. Als die Tochter soweit hergestellt war, dass wir an die Heimreise denken konnten, beschlossen wir noch zuvor einen Abstecher an den Gardasee und nach Verona zu machen. Mutter und Tochter hatten Italien noch nie gesehen. Also reisten wir dahin, bei herrlichem Wetter und frohen Mutes, und kehrten ebenso vergnügt in die Heimat zurück. Besonders hatte ein Sonntag in Verona eine dauernd schöne Erinnerung in uns zurückgelassen. Wir hatten nicht versäumt, auch das angebliche Grabmal Romeos und Julias zu besuchen.

Im September laufenden Jahres ist ein alter Mitschüler von mir, Josef Guggemos, gestorben, verhungert sollte ich eigentlich sagen. Der Rosshirt von Görisried, der Sohn eines Soldaten der alten Garde Napoleons, starb als verunglückter Theolog im Elend der grossen Stadt, seinen Euklid in der Hand; er war ein vorzüglicher Mathematiker und ausgezeichneter Schachspieler. Zwei Freunde waren ihm geblieben, welche die Leichenkosten besorgten und in die Zeitungen seine Todesanzeige brachten, arme Teufel wie er, die für die Kränze ihre letzten Kreuzer hergaben.

Am 5. April 1879 wurde in Wien eine Gedächtnissfeier für den Maler Kurzbauer gehalten und dabei eine von mir gedichtete und vom Kapellmeister Sucher in Leipzig komponirte Hymne vorgetragen. Auch für die Lessingfeier hatte ich einen Festprolog gedichtet, der dortselbst gesprochen und mit Beifall aufgenommen wurde.

Mit Beginn des neuen Jahrzehntes entfaltete München grosse Rührigkeit, man rüstete sich zum siebenten deutschen Bundesschiessen. Seine Kgl. Hoheit Prinz Ludwig von Bayern

hatte huldvollst das Protektorat übernommen; Ferdinand von Miller, unser berühmter Bildner in Erz, leitete als Präsident das Ganze, nach allen Seiten hin thätig. Schon im Januar traten die verschiedenen Comités zu Sitzungen zusammen, und ihre Aufgaben erweiterten sich von Woche zu Woche. Als Vorsitzender des Press-Comités lag es mir ob, die Aufrufe an die Schützen des In- und Auslandes und an unsere Mitbürger zu richten, auch die Herausgabe einer Festzeitung zu leiten, und ich hatte als Redakteur das Glück, vorzügliche Kräfte dafür zu gewinnen; Schriftsteller, Dichter und Künstler leisteten ihr Bestes. Im Festsaal des Schützengebäudes prangten als vier Ritter aus meinem Heerbannlied die Repräsentanten von Schwaben, Bayern, Franken und Sachsen. Acht Tage lang währte das Fest, dessen Pracht und glänzender Verlauf im Andenken der Münchner glorreich fortlebt. Die königliche Hauptschützen-Gesellschaft ernannte mich zu ihrem ausserordentlichen Mitgliede. Da ich mich als Redakteur der Festzeitung so gut gehalten hatte, so wurde ich später auch in das Press-Comité bei der Kunstausstellung gewählt, und in Anerkennung meiner dabei bewiesenen Bemühungen gaben mir die Künstler einen gesellschaftlichen Abend, wobei mir zu Ehren viel Gutes gesagt wurde.

In Erwiderung der Rede des Vorstandes erhob ich mich und sprach:

„Hochgeehrte Versammlung!

Indem ich Ihnen, meine Herren, auch meinerseits für Ihre freundliche Anerkennung danke, so mahnt mich zugleich eine ernste Pflicht, eines mir befreundeten, Ihnen allen bekannten und dem deutschen Vaterlande teuren Dichters zu gedenken. Vor wenigen Stunden hat sich die Erde über dem Grabe Ferdinand Freiligraths geschlossen. Ist es ein Zufall, dass gerade heute, wenn auch fern von dem frisch aufgeworfenen Grabhügel das Requiem Verdis ertönte, das Requiem, welches Verdi für den Patrioten und

Dichter Manzoni geschrieben? Ist es ein Zufall, dass mir an diesem Abend im Kreise versammelter Künstler Gelegenheit wird, den Hingeschiedenen zu feiern, dessen Poesie den bildenden Künsten so schwesterlich nahe stand. Seine kühnen Dichtungen, seine prachtvollen Schilderungen prägen sich der Phantasie ein wie wirkliche Bilder, und diese Glut der Dichterkraft flammte in ihm auch hoch empor als Begeisterung für das Vaterland und für die heiligen Rechte der Menschheit.

Und so wag ich es denn keinen Zufall zu nennen, vielmehr einen Mahnruf des Genius, des Toten zu gedenken, damit offenbar werde, dass der Edle und Würdige nicht ruhmlos von hinnen gehe, sondern dass seiner gedacht werde in Trauer und mit Stolz und sein Ruhm fortlebe! Ich fordere Sie daher auf, meine Herren, Ihr ehrendes Angedenken durch Erheben für den Dahingeschiedenen kundzugeben.

Die Exemplare meiner byzantinischen Novellen, die ich in jenen Tagen erhielt, machten mir bang; ich fühlte, dass ich nicht mehr recht fähig sei, gehässige Recensionen zu ertragen, und musste deren doch gewärtig sein. Ich fand es eine zu grosse Kühnheit, so spät einer mir ganz neuen Dichtungsart mich zuzuwenden. Ein totes Rotkehlchen, das ich im Garten fand, schien mir ein böses Omen. Ferd. Meyer tröstete mich in einem Brief, er schrieb mir: Die Novellen hätten seine Erwartungen übertroffen. Es kam auch von ihm eine Besprechung, die recht günstig lautete.

Am 30. April wurde General von der Tann beerdigt. Als die Kanonen vom Kirchhof herüber dröhnten, stand ich gerade im Garten, und mich überkam ein erhebendes Gefühl, als ich gedachte, wie oft diesen tapferen Mann feindlicher Schlachtendonner empfing. Redwitz hat dem Verstorbenen einen schönen Nachruf in der Allgemeinen Zeitung gewidmet.

Wegen des noch immer leidenden Zustandes meiner Tochter wurde wieder eine Reise nach dem Süden verordnet,

und wir fuhren am Sonntag vor Ostern über Bozen nach Venedig. Professor Bazzini, der meine Macalda ins Italienische übersetzt hatte, und den ich in Padua am Bahnhof traf, sagte mir, er habe seine Übertragung in einem Hörsaale der Universität vorgelesen und vielen Beifall geerntet. Des nächsten Tages gingen wir in aller Frühe in den Dogenpalast. Venedigs Vergangenheit ist ein flammender Lichtpunkt in der Geschichte des Mittelalters, ein prunkvoller Festtag, und die Fresken seiner grossen Maler bezeugen dies. Am Charfreitag hörten wir in der Frarikirche die Passion singen und sahen dann Tintorettos Kreuzigung in der Scuola di San Marco. Auf dem Heimweg entzückte uns in Bozen das Oratorium Paulus von Mendelsohn, dieses tiefempfundene, kunstvolle Tonwerk.

Im September des Jahres 1882 bin ich nach Lindau gereist, ich stieg mit den Meinigen auf den Gebhardsberg und erfreute mich der ewig schönen Aussicht. An einem der folgenden Tage ging ich allein nach Schloss Hofen und erweiterte den Plan zu einem neuen Drama. Ich hatte nämlich in einem alten Buche der Stadtbibliothek das Diarium des Bürgermeisters von Lindau, Valentin Heider, gefunden, und eine Stelle darin hatte mich mächtig ergriffen. Heider hatte nämlich das Bürgermeisteramt während der Belagerung durch die Schweden verwaltet. Diese hatten die Stadt nicht einnehmen können und rüsteten sich zum Abzug. Da heisst es im Diarium: „Nachmittags hielten etliche Offiziere in dem Dorf Aeschach vor der Stadt stille auf dem dortigen Gottesacker, und sandten einen Trommelschläger bis zu den Linden und zu den Laufgräben, um wegen beiderseits Gefangenen eine Auswechslung miteinander zu treffen. Es ging darauf der Capitän-Lieutenant von Altmannshausen mit einem Trommelschläger hinaus, wogegen ein schwedischer Lieutenant von dem Gottesacker zu ihm herabkam, mit ihm Trunk that und verglich. Dieser Waffenstillstand im März 1647 kann als ein Abschluss des dreissigjährigen Krieges am Bodensee

betrachtet werden, denn schon am Sonntag darauf wurde in der Barfüsserkirche „eine Danksagungspredigt nebst einem Dankgebet gehalten.“ —

Einige Zeit darauf konnte ich in München den Entwurf meines neuen Dramas einer befreundeten Dame übersenden: „Es ist gegen das Ende des dreissigjährigen Krieges, der Churfürst von Bayern hat bereits einen Separatfrieden mit den Schweden geschlossen, der Kaiser selbst zeigt sich zu Gleichem geneigt, die Unterhandlungen in Münster haben begonnen, werden aber durch die Gesandten Richelieus und des schwedischen Kanzlers verzögert.

Es gilt nun, durch einen kühnen Streich den Kaiser wieder dem Frieden abgeneigt zu machen, und dies geschieht durch die Einnahme von Bregenz, wodurch der Weg nach Italien offen steht. Dahin hat auch der Adel von Schwaben grosse Schätze und Geldsummen geflüchtet. Auf dem Wege dahin ist eine Veste und ein Engpass mit Palissaden bis in den See, der die Strasse sperrt. Wrangel kommandirt seinen Sohn zur Einnahme der Veste, aber eine Courtisane im schwedischen Lager, die ihn liebt und die ihn nicht will umkommen lassen, beredet den Kommandirenden, dieses Commando dem Capitän Falkenburg, ihrem früheren Geliebten, dessen sie sich entledigen will, zu übergeben. Ihre Intrigue wird entlarvt, und die beiden jungen Helden tauschen der Falschen zum Trotz ihre Rollen. Falkenburg wird demnach die Umgehung der Veste leiten, und der Castellan des Schlosses erbietet sich als Führer. Derselbe ist aber heimlich im Bunde der Landesverteidiger, und hat die Absicht, die Schweden irre und vor die Kugeln seiner Landsleute zu bringen. Er erkennt jedoch in dem schwedischen Offizier seinen verlorenen Sohn, den er nun retten will, was dieser verweigert, seiner Fahne treu bleibt und allein den Feinden entgegen stürmt. Er fällt verwundet und kommt glücklich zu den Seinen zurück, wo sein Vater als Verräter von den Schweden erschossen werden sollte. Da erwacht im Sohn die Kindes-

liebe, und er erklärt, mit dem Vater sterben zu wollen. Wrangel pardonnirt beide, und dieser Gnadenakt trifft zusammen mit der Verkündung des Waffenstillstandes, als Anfang des Friedensschlusses. In diesem Schauspiel fällt das Geschick eines deutschen Mannes zusammen mit dem Schicksal seines ganzen Volkes, gewissermassen als dessen Abbild, so dass beide in eine Versöhnung austönen.

Ich erkannte wohl, welche grosse Schwierigkeiten es haben würde, den Vorgang dieses Dramas recht zu verlebendigen, so dass es, rein aus der Idee hervorgehend, bühnenkräftig genug würde. Aber ich versprach mir, den Mut nicht zu verlieren. Der Marfisa von Zarden, ihrem Schicksal und Charakter lag die Dame Courage aus dem Simplizissimus zu Grunde, aber ich idealisirte diese Lagerdirne zu einer kriegerischen Heroine, einer dämonischen Verächterin des Friedens, zu einer Bellona des dreissigjährigen Krieges. Zur Gestalt des Castellans nahm ich die Züge des Allgäuer-Bauern, den ich ja recht gut kannte, seinen Trotz, seine Schlauheit, sein treues Herz.

Den Hergang combinirte ich aus Chronikberichten, Sagen, und aus den Kategorien der Idee, die dem Ganzen zu Grunde lag.

Am 13. Februar 1883 ist Richard Wagner in Venedig gestorben. Wenn er auch nicht an die grossen Genien in der Musik hinanreicht, so hat er doch das geleistet, was dem Geschmacke der Zeitgenossen am Meisten zusagte. Er hat das Verdienst, die alten germanischen Götter- und Heldengestalten wieder ins Volkstümliche zu bringen, und zwar auf die einzig mögliche Weise, durch die Musik, obwohl es vielleicht geschmacklos erscheint, wenn ein Wodan und Siegfried als Opernhelden auf die Bühne treten.

Zur vierhundertjährigen Raphaelfeier am 10. April 1882 hatte ich einen Prolog geschrieben, der sehr eindrucksvoll von Herrn Hofschauspieler Häusser gesprochen wurde. Überwältigend war der Eindruck der letzten unter Orgelbegleitung gesprochenen Strophe, während die Helle des elektrischen

Lichtes den Saal und die Bilder Raphaels mit magischer Beleuchtung umfloss, und die Fahnen der Akademieschüler sich vor der Büste Raphaels senkten. Nach Hause gekommen fand ich die Deputationen zweier Vereine vor, die beide einen Prolog für ihre Stiftungsfeste wünschten. Schon wieder einen, rief ich fast erschrocken, wenn das so fort geht, weiss ich mich bald nicht mehr zu retten. Ich gab keine Zusage, aber am nächsten Morgen machte ich mich auf und davon, mit dem nächsten Kemptner-Bahnzuge nach Weitnau. Das ist ein stiller, ganz in den Bergen gelegener Ort, dort werde ich Ruhe finden vor den Prologsuchern, dachte ich mir. Ich fand Ruhe, ja, still und einsam lag es vor mir, das Dorf mit seinem spitzen Kirchturm, friedlich schimmerte im Abendglanz das stattliche Wohnhaus meiner Schwägerin mit den hellen Wirtschaftsgebäuden umher. Ich wurde aufs Beste empfangen und von meiner liebenswürdigen Verwandten bewirtet. Am Abend vor dem Schlafengehen nahm mich ihr Gatte geheimnissvoll beiseite und sprach: „Vor hundert Jahren wurde hier in unserm Dorfe ein Mann geboren, der ein Freund des berühmten Nationalökonomen Friedrich List war, und sich mit ihm grosse Verdienste um das Zustandekommen des Zollvereins erwarb". Des Zollvereins? frug ich, halb geistesabwesend, mir ahnte nichts Gutes. „Am nächsten Sonntag", fuhr der Schwager fort, „wird an seinem Geburtshause eine Gedenktafel eingefügt, und wenn Sie die Güte haben wollten", — einen Prolog zu dichten, fiel ich ihm in die Rede, ha! ich sehe wohl, der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht, es sei!

Der Tag des Festes rückte heran, und meine Nichte, die Tochter meines verstorbenen Bruders, wurde beauftragt, wenn auch nicht einen Prolog, doch einige Verszeilen bei der Festlichkeit zu sprechen. Alles verlief aufs Beste.

Am 5. September fand die sechste Aufführung von Clytia statt, es wurde besser gespielt als früher, und viel, viel besser als das erstemal. Ich besuchte die Vorstellung nur, um

die liebliche Musik zu hören. Die Melodie des Hochzeitsgesanges, von Dr. Grandauer komponirt, ist wirklich ein ächter Hymenäus.

Am 29. März 1884 bin ich mit meiner Tochter, ihrer Freundin und einem alten Freunde von mir nach Südtyrol gereist. Wir fuhren nach Bozen und über Mori nach Torbole. Folgenden Tages siedelten wir in das Hotel du Lac bei Riva über; hier fühlten wir uns sehr zufrieden. Ein grosser, schöner Garten, der bis an den See reicht, und den auch Statuen in den Gebüschen schmücken, war den Gästen zur Erholung überlassen. Tisch und Wohnung waren gut. Ich hatte von meinem Zimmer die Aussicht auf einen Hof, der ein Bild altitalienischen Landlebens bot. Hier flogen Tauben in den Bogengängen und Arkaden umher, Pfauen stolzirten im Hof, und schönfarbige Enten nebst Gänsen vergnügten sich in einem Teich, bis es der Köchin gefiel, sie, eine nach der andern zur Table d'hôte abzuholen. Die Tischgesellschaft bestand aus einer englischen Familie, an die sich ein stotternder Herr aus Edinburg anschloss, der einem Fräulein an seiner Seite bei jedem Mittagsmahl die Ergebnisse seiner botanischen Wanderungen aus den Bergen herab brachte; dann aus einer Mailänderin mit zwei Töchtern, die wir wegen ihrer braunen Gesichtsfarbe die egyptischen Königstöchter hiessen. Ein Schweizer, Pharmazeut und Dozent, war mein Tischnachbar und freundlicher Gesellschafter. Am Samstag vor Palmsonntag unternahmen wir einen Ausflug nach Gardone Riviera, dem jetzt so viel besuchten, das damals im Aufblühen war. Wir gingen dann nach Salo und versäumten das Schiff. So beschlossen wir denn, die Tour nach Gargagno zu Fusse fortzusetzen. In Toscolano übernachteten wir.

Ein wunderbares Traumbild erregte mich, mir war, ich läge gefangen in einem Kerker, und eine Stimme sprach mir Trost zu. Die Stimme war die Emanuel Geibels. — Am Morgen, es war Palmsonntag, lag ein herrlicher Weg vor uns, wir gingen immer den See entlang, grosse Lorbeerbäume

standen in Blüte, Aloën bildeten Hecken zur Seite, und durch die zierlichen Ölbäume schimmerte das Frühlingsgrün der Wiesen, und auf dem See glänzten die gelbroten Segel. In Gargagno trafen wir wieder auf das Boot. In Riva überraschte mich in der ersten Zeitung, die ich zur Hand nahm, die Nachricht von Geibels Tod. Wie nahe stand diese Botschaft mit meinem Traum, wie nahe mit so vielem Geheimnisvollen, das mir im Leben begegnete.

Am grünen Donnerstag fuhren wir wieder über Arco und das Sarcathal nach Bozen zurück. Das Wetter war nicht mehr günstig, See und Schloss von Toblino, die mich vor Jahren so sehr entzückt hatten, liessen diesmal nur einen schwachen Eindruck zurück, und versetzten uns Reisende in schwermütige Stimmung. So viel vermag ein heiterer Himmel und eine angenehme Luft; wo die fehlen, ist der Reiz einer Landschaft nur halb.

Am Vorabend vor Ostern trafen wir wieder in München ein, nach einer Reise, die ohne jeden unangenehmen Zwischenfall verlaufen war. Es ist so Vieles in den Erscheinungen der Welt, was mit unseren innigsten Wünschen, mit Allem, was wir als Höchstes anerkennen, mit Allem auch, was mit unserer Vernunft im Einklang steht, dass wir wohl an eine höhere und steigende Befriedigung unserer edelsten Bedürfnisse im Weltganzen hoffen dürfen.

Am 28. Juli wurde die Novelle „Nur Einmal“ fertig und abgeschickt. Es war wieder eine Geschichte aus der Chronik meiner Vaterstadt. Die Aebtissin des Stiftes in Lindau hatte das Recht, einen zum Tod Verurteilten zu begnadigen, indem sie mit einer goldenen Scheere den Strick des Delinquenten durchschnitt; aber nur einmal durfte sie dieses Recht ausüben. Diesen ergiebigen Stoff behandelte ich mit grossem Behagen und versetzte den Vorgang in die Zeit nach dem dreissigjährigen Kriege.

Ich hatte seit Jahren weder Romane noch Novellen gelesen, doch entgingen mir die Beurteilungen in literarischen

Zeitschriften über die hervorragendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete keineswegs, und ich bildete mir ganz nur für mich ein Ideal dieser Dichtungsart aus, ich stellte mir vor, wie ich eine schreiben wollte. Die Veranlassung, dass ich dann wirklich mein Ideal, so gut ich es vermochte, in poetische Form kleidete, war die Aufforderung der Redaktion eines bedeutenden Journals, und ich schrieb eine. Der Gedanke dazu entstand auf einer Fahrt über den Gardasee, wobei ich die Elegien des Catullus mitgenommen hatte. Sie hiess „Sirmio“ und erschien in meiner Sammlung von „Wald und See.“ Die byzantinischen Novellen folgten und waren gewissermassen eine Nachlese aus meinen Studien für die Völkerwanderung. Die obenerwähnte „Nur Einmal“ eröffnete den dritten Band, der unter dem Titel „Furchen“ erschien, und zu der auch die Bregenzer Klause gehört, die ich aus meinem dramatischen Entwurf hergestellt hatte. Als sie bekannt wurde, kam an mich die Anfrage von Frankfurt, ob ich gestatte, dass meine Erzählung dramatisirt werde? Das kann ich selbst, sagte ich mir, und nahm meine erste Skizze wieder auf. Das so erneuerte Drama kam denn auch wirklich im Jahre 1887 zur Aufführung und wurde mehrmals wiederholt. So auch während meines Aufenthaltes in Nervi, wohin ich zur Herstellung meiner noch nicht vollständig genesenen Tochter reisen musste. Ich traf in Genua mit dem Dichter Schafheitlin zusammen, der mit uns nach Nervi fuhr. Dort war er wohl bekannt und wir besuchten zusammen öfters einen vortrefflichen Weinkeller. Es war eine hohe dunkle Halle, in der an den Wänden die mächtigen Fässer aufgepflanzt standen. Hier zechten wir und unterhielten uns über mein Schauspiel, das am gleichen Tage in München aufgeführt wurde. Ich zog meine Uhr heraus, und da ich genau wusste, wie lang jeder Akt dauere, so gab ich ein Zeichen zur Zeit des Aktschlusses, zur gleichen Minute, da in München der Vorhang fallen musste, und wir klatschten, als wären wir dort. Die Italiener, die sich im Lokal befanden und

nicht wussten, was das bedeuten sollte, klatschten dennoch lustig mit, und der Beifall war ein so herzlicher, als er kaum anderswo herzlicher sein konnte. Selten ist er wohl auf solche Entfernung gespendet worden, wie hier am Strand der Adria für ein Schauspiel am Ufer der Isar.

Am 14. März sprach Frl. H. Bland zu einem Wohlthätigkeitskonzerte einen Prolog von mir. Die letzten Worte lauteten:

„Das Lächeln eines Glücks dem Freudelosen,
Ein wenig Feuer für den Herd der Not,
Das bringen wir, und so statt Brod in Rosen
Verwandeln Rosen wir in Armer Brod."

Ich komme damit wieder auf meine Prolog-Dichtungen zurück. Es ist mir nämlich vielfach getadelt worden, dass ich eine Reihe von Festgedichten und Prologen in meine Gedicht-Sammlungen aufgenommen habe. Nun ist nicht zu leugnen, dass die besagte Dichtungsart einigermassen in Verruf geraten ist. Zwar wird nicht leicht ein Fest gefeiert, ein Theater eröffnet, ein Denkmal enthüllt, wobei nicht ein Prolog gesprochen wird, aber man ist gewöhnt, diesen feierlichen Vorgang als eine langweilige Beigabe des Festes zu betrachten, als den Zoll eines lästigen aber nicht wohl zu umgehenden Herkommens, das nun einmal auszustehen ist, als ein Viertelstündchen, das man mit Begrüssung von Bekannten und mit Zurechtlegung des Anzuges ausfüllen kann. Der Auserwählte, dem die undankbare Aufgabe gestellt ist, seine Worte so verhallen zu lassen, ist in den meisten Fällen ein poetisch angehauchtes Mitglied des betreffenden Vereins, und vollständig überzeugt, dass er mit einer Fülle von mühsam in Reime gebrachten Gemeinplätzen einen hinreichend mächtigen Eindruck hervorbringen werde. Ein Dichter von einigem Rufe lässt sich nur ungern zu solcher Leistung herbei und wird nicht viel Mühe aufwenden, um ein Publikum zu fesseln, das ihm so wenig Aufmerksamkeit entgegenbringt. Dennoch ist es nicht nur der Sinn des

schlichten Mannes, der vermeint, der Dichter sei auch dazu da, um die Feste einfacher und thätiger Menschen zu verherrlichen, es verhält sich auch wirklich so. Pindar, dessen Festgesänge wert waren, auf die Nachwelt zu kommen, hat Faustkämpfer und Wagenlenker verherrlicht; sind es unsere Sängerfeste und Gedenktage grosser Verstorbener weniger wert, vom Gedichte begleitet zu werden? Und gerade hier winkt dem Lyriker der erwünschte Lorbeer, hier wird ihm ergänzt, was der Dramatiker vor ihm voraus hat, er spricht im lebendigen, unmittelbaren Vortrage zu seinen Zeitgenossen, und ebenso unmittelbar ist der Dank, den er erntet.

Ich war immer glücklich, wenn meine Mitbürger mit Aufträgen mich beehrten, die bestimmt waren, einem ihrer Feste eine poetische Weihe zu geben. Erhebend war es mir immer, den unverfälschten Beifall einer zahlreichen und gebildeten Zuhörerschaft zu vernehmen, und er wird demjenigen nicht fehlen, der die Bedeutung eines Festes im Sinne derer, die es angeht, hervorzuheben weiss und Gedanken daran zu knüpfen versteht und das Fest in Einklang mit Zeitideen und dem Volksbedürfnisse bringen kann. Sein Verdienst wird belohnt werden, die Vereine denen er gefällig war, führen seinen Namen in ihren Annalen, viele, die bisher nur von ihm gehört hatten, werden auf seine Werke aufmerksam und sind bestrebt, mit seinen Dichtungen sich vertraut zu machen. Es kann dem Dichter, dem es ernst ist mit der Poesie, nur erfreulich sein, mit seinem Volke und dessen friedlichen Zusammenkünften Fühlung zu haben. Hier wird seine Sprache gehört, sein Gedanke beachtet. Während die Deklamatoren von Profession gewöhnlich nur altberühmte Dichtungen zu Vorträgen auswählen, oder nur solche, die nach dem Geschmacke des Publikums sind, ist hier dem noch unbekannten Talente Gelegenheit geboten, Zeugnis von seinem Können abzulegen, sich Geist und Herzen eines grösseren Hörerkreises zu erobern. Die Anzahl der Prologe, die ich geschrieben, mögen sich auf ein halbes Hundert oder

mehr belaufen; sie haben immer gute Aufnahme gefunden. Besonders macht mir es Freude, militärischen Festlichkeiten mit einer Prolog-Dichtung zu Diensten zu sein. Die erste Aufforderung hiezu erging an mich von dem Offizierscorps des Regiments König für das hundertjährige Jubiläum des Regimentes, als Prolog und Epilog eines Festspieles von Ganghofer. Es folgten später Prologe für Gedenktage der Veteranen, Feldzugssoldaten, für das Kriegerdenkmal bei Wörth, für die Erinnerungsfeier ehemaliger Angehöriger des Infanterie-Leib-Regiments, für die militärische Vereinigung der Lindauer Garnison zu lebenden Bildern aus der Kriegsgeschichte von 1870/71. Die Auszeichnung, zum Ehrenmitglied dieser Vereine ernannt zu werden, konnte mir ein Beweis sein, dass meine Worte gezündet hatten. Sehr ehrenvoll war es auch für mich, dass in einer Geschichte des vierten Jägerbataillons rühmlich meiner erwähnt wurde.

Für den Armenball 1885 verfasste ich das Festspiel „Verspätet".

Nachzuholen habe ich noch die Erwähnung, dass im Jahre 1879 eine Sammlung von Erzählungen in Versen erschien. Es war unter diesen: „Astorga, der Junker von Bergün, der Schüler des Paracelsus", die gerne gelesen wurden.

Am 19. Mai 1885 starb mein jüngster Sohn Rudolf Lingg, Leutnant im 12. Infanterie-Regiment, an den Folgen einer Lungenentzündung; unser braver Sohn, nach unsäglichem Leiden. Unser Schmerz grenzte an Verzweiflung, meine Frau, deren Liebling er gewesen, war trostlos. Was uns einigermassen erhob, war der ehrende Nachruf des Regiments. Mit ihm „zeigte das Offizierscorps sein Hinscheiden an, mit ihm verliert das Regiment einen sehr tüchtigen Offizier und treuen Kameraden." Um einige Zerstreuung zu finden, reisten wir, Vater, Mutter und Schwester nach Lindau zu den Verwandten, aber die Trauer um den teueren Verstorbenen zog mit uns. Wir hielten uns einige Zeit in Bludenz und in

Rankweil auf und kehrten nach München zurück, so betrübt als wir es verlassen hatten.

Im Jahre 1887 wurde in Lindau ein Brunnen mit der Statue der Lindavia von Bildhauer Rüman auf dem Reichsplatze enthüllt, wobei ein Hymnus, von mir gedichtet und von Lehrer Hoft in Musik gesetzt, von den Schulkindern gesungen wurde.

Eines der bedeutendsten und schönsten Feste, die in München gefeiert wurden, war die Centenarfeier für König Ludwig I. Ich war im Comité und für die Festschrift beteiligt, an deren Spitze ein Gedicht von mir stand. Alle Veranstaltungen zu dieser Feier waren grossartig und bezeugten die Verehrung und Liebe, die der König im Lande genoss, und bewiesen den Kunstsinn der Anordner im hohen Grade. Am interessantesten war der Festzug, der sich durch die Stadt bewegte, und das interessanteste an diesem Festzug war derjenige Teil des Zuges, welcher die Kaufmannschaft und den Verkehr mit dem Ausland versinnbildlichte. In diesem Zuge nämlich waren, den Orient vorstellend, die Elephanten und Dromedare aus einer in München weilenden Menagerie verwendet worden. Als bei einer Biegung des Weges der grosse Drache aus der Wagnerschen Oper den Elephanten gegenüber kam, scheuten diese und nahmen Reissaus. Alle Bemühungen der Wärter, sie im Zuge zu halten, waren vergeblich. Die Anstrengungen Anderer machten die Tiere nur noch scheuer. Es entstand eine Panik, der Zug löste sich auf, die Zuschauer wogten voll Schrecken durch die Strassen. Gefahrvoll war die Situation der Damen, die nach orientalischer Weise auf Sitzen auf den Rücken der schnaubenden und fliehenden Tiere sich befanden. Verzweifelnd sah man sie die Arme ringen, da sie sich nicht mehr zu helfen wussten. Glücklicherweise geschah kein Unglück, es kam alles wieder in Ordnung. Eine Frau erzählte mir, sie sei von der drängenden Menge auf den Boden gestossen worden, ein im Trab herankommender

Elephant sei jedoch vorsichtig über sie hinweggeschritten, das habe sie noch gesehen, dann sei sie in Ohnmacht gefallen und bewusstlos aufgehoben worden. Der Anblick der mächtigen Tiere, die trompetend, mit gehobenen Rüsseln durch unsere Strassen so ungewohnt daher stürmten und Kandelaber wie Rohre zerbrachen, war ein schrecklicher und bezaubernder Anblick zugleich, man glaubte sich in eine orientalische Strassenscene versetzt. — Einen eigenen Anblick bildeten Nachts die vor der Glypthothek aufgestellten Prunk- und Festwagen, man konnte dabei an einen gotischen Heerzug unter griechischen Säulen denken.

Zu den schmerzlichen Verlusten, die mich im Jahre 1885 trafen, gehört auch der von Alfred Meissner. Seit lange war es immer mein Erstes, wenn ich an den Bodensee kam, ihn in seinem Bregenz zu besuchen, aber an demselben Tage, den ich diesmal zu meinem Besuche festgesetzt hatte, traf die Nachricht von seinem Tode ein. Am Donnerstag reiste ich von München ab, am Sonntag ging ich hinter seiner Bahre. Es war ein recht trüber Nachmittag, und schmerzlich musste ich der vielen guten Stunden gedenken, die ich mit ihm in seiner Veranda oder auf dem Gute meines Bruders zugebracht hatte. Seine Erfahrungen waren so reich, seine Urteile so treffend, und seine Gespräche von einem trockenen Humor gewürzt, voll feiner Satyre. Er glich in seiner Art zu sprechen sehr dem grossen Fragmentisten. Alles an ihm war von Wohlwollen und ehrlicher Offenheit beseelt. Er liebte es, einen Scherz, einen guten Witz zu wiederholen, das stand ihm sehr gut. Wie kam es nur, dass dieser so klare Geist, dieses innerlich so frohe Gemüt in solch schwerer Zerrüttung untergehen konnte? Ein Elender, ein Nichtswürdiger hatte sich vorgenommen, diesen guten Menschen ins Verderben zu hetzen, durch Anschuldigungen, die so nichtig waren, dass sie ein weniger weich organisirter Mann mit einem Ruck vernichtet hätte!

Darauf rechnete jenes Scheusal, er kannte die Abneigung,

die Scheu des guten Meissner, sich gegen eine so niederträchtige Verleumdung verteidigen zu sollen. Und so erlag er, sein Wohlwollen, seine Herzensgüte gereichte ihm zum Verderben.

So sehr Meissner sein Bregenz lieb gewonnen hatte, so verging doch kaum eine Woche, da er nicht ein- oder zweimal nach Lindau herüber kam, wir stritten uns dann nicht etwa darum, wer die besseren Gedichte und Dramen gemacht habe, sondern wenn er sein Bregenz rühmte, so lobte ich dafür mein Lindau, und beide priesen wir die herrliche Lage und Umgebung unserer Städte. Er selbst hatte in Bregenz mit seiner Familie und mit der seines Schwagers eine Wohnung inne, die in die Umfassungsmauer der alten Stadt hineingebaut war. In dem geräumigen Kellergewölbe des Hauses sei ihm, behauptete er, einst ein dicker Kellermeister begegnet, der ihn lateinisch angeredet habe.

Besonders ein Zusammentreffen mit Meissner bleibt mir unvergesslich. Der Bodensee-Altertumsverein hielt eine Sitzung im Gasthof zur Krone in Bregenz. Meissner führte mich ein, und wir setzten uns in einen Erker des Saales, wo bereits Viktor Scheffel und Honegger aus Zürich Platz genommen hatten. Bald trat auch ein hoher stattlicher Mann zu uns, ein wahrer Hüne, der Dragoner Rittmeister a. D. von Schiller, der Enkel des Dichters. Nach den ersten Vorträgen erhob sich ein Redner und brachte einen Toast auf die anwesenden Gäste aus, vornehmlich auf die im Dichterwinkel Sitzenden, indem er auf uns deutete. Da nahm Schiller das Wort und sagte, es gebühre ihm davon nur soviel, als er den grossen Namen Schiller führe, er sei der Enkel, er selbst sei kein Dichter. Darauf sprang Scheffel in die Höhe und rief: „Wir alle sind Enkel Schillers. Hoch, hoch, hoch, Schiller!“ Und nun erfolgte jubelnder Zuruf von allen Seiten, und hell erklangen in freudiger Zustimmung die Gläser mit dem feurigen Veltliner. Es dunkelte schon, als wir aufbrachen, ich hatte noch 2 Stunden zu gehen vor mir, denn ich wollte von Bregenz

noch nach meinem lieben Hergensweiler und dort übernachten. Meissner und seine Frau begleiteten mich eine Strecke Weges, dann ging ich allein auf der dunklen Heerstrasse weiter. Ich kam an Schloss Hofen vorbei und sah im Geiste die Schweden Wrangels nach dem See zu gegen die Klause hin im scharfen Trab vorüber reiten.

Es erübrigt mir, noch zweier Bühnenaufführungen zu gedenken: „Högnis Heerfahrt und der Frauen Salonas.“ Erstere wurde auch in Mannheim und später in Stuttgart und München mit gutem Erfolge gegeben. Zu der Vorstellung in Stuttgart hatte ich die Ehre, bei Medizinalrat Dr. Fetzer, dem Leibarzte des Königs, eingeladen zu sein, und zwar befand sich mein Zimmer neben dem Schlafsaal der Eleven in der berühmten Karlsschule. Ich musste immer Morgens, wenn ich vom Fenster in den Hof hinab sah, an Schiller denken, der hier wohl oft sinnend und grosser Gedanken voll in dieselbe Aussicht blickte, auf den Brunnen im Hof, umgeben von mächtigen Lindenbäumen, und gegenüber die Schlosswache.

In Lindau wurde das Theater mit einem Festspiel von mir eröffnet. Ich wählte dazu meine einaktige Komödie: „John Spielmann“, und reiste eigens mit meiner Tochter am 1. Oktober dahin. Das Stück behandelte die Angabe eines Shakespeare-Biographen, Karl Elze, nach welchem das Papier zu den grossen Tragödien von dem Juwelier der Königin Elisabeth, einem gebornen Lindauer, wäre geliefert worden. Dieser Landsmann kam wahrscheinlich durch die Holbein's nach London und erhielt von der Königin die Erlaubniss zur Errichtung einer Papiermühle. Aus dieser ging das Druckpapier für die erste Ausgabe des Hamlet hervor. Im Stücke rettet dieser Juwelier den Dichter aus einer Verlegenheit, in die ihn eine Intrigue seiner Rivalen gebracht hat. Es wurde recht gut gespielt, aber die Ausstattung war mangelhaft, und ein darauffolgendes Rührstück gefiel dem Publikum viel besser.

Am 13. September 1887 ist auch der Älteste meiner

Freunde, Geheimrat von Brinz, aus dem Leben geschieden. Es wird immer einsamer um uns her, je älter wir werden, wir haben bald nur noch Verlustlisten zu führen. Am Morgen nach seinem Tode habe ich ihn noch einmal angesehen, es kam mir sonderbar vor, dass er so ruhig dalag. Und hatten wir doch so viel und oft über Unsterblichkeit miteinander gesprochen!

Am 22. Januar 1890 hatte ich mein siebzigstes Lebensjahr vollendet, und meine Freunde hatten sich vorgenommen, mir für diesen Tag ein Fest zu bereiten. Lange schon vorher waren sie dafür thätig gewesen, es hatte sich ein Comité gebildet, an dessen Spitze der erste Bürgermeister von München, Dr. von Widenmeyer, Paul Heyse, Wilhelm Hertz, die Künstler Professor von Lenbach und Professor Mathias Schmid standen. Man hatte eine Ehrengabe für mich ausgedacht, und wahrlich, man bedachte mich reichlicher, als ich nur geahnt hatte. Städte in ganz Deutschland, und Deutsche in Italien, England und Amerika steuerten bei. Ein kunstvolles eisernes Schränkchen aus der Renaissancezeit, das Lenbach gestiftet hatte, füllte sich mit goldenen Gaben. Am frühen Morgen ging ich mit meinem Bruder durch die Maximilians-Strasse, in Buch- und Kunsthandlungen war mein Bild von Lenbach ausgestellt, auch in illustrirten Zeitungen erschien es. Als ich wieder nach Hause kam, begrüssten mich Deputationen der Comités, des Magistrates von München und Lindau, des Corps Suevia und eine grosse Anzahl von hochgestellten und angesehenen Männern, die mir Glückwünsche darbrachten und die prächtig ausgestatteten Urkunden des Ehrenbürgerrechtes der beiden genannten Städte überreichten. Ferner trugen 4 Dienstmänner meine Büste, von Otto Lang vorzüglich schön modellirt, in mein Zimmer, ein Geschenk des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins, des Vereins der Zeitgenossen und des Frankfurter freien Hochstiftes. Ebenso wurde von der Münchner

Künstlergenossenschaft ein herrlicher in Gold getriebener Becher überreicht. Mein Sohn Hans war eigens aus New-York gekommen, um an dem Feste seines Vaters teilzunehmen.

Die Glückwunschbriefe, Zeichnungen, Telegramme, Aquarelle und Karten, die an diesem Morgen einliefen, sind in einem eigenen mächtigen Album aufbewahrt worden, es sind ihrer viele, sehr viele! Von Blumen und Blumensträussen war mein Arbeitszimmer überfüllt, es schien in einen blühenden Garten verwandelt. Franz von Lenbach, Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Mathias Schmid überbrachten die schöne Gabe der Schenkung, und Hertz verlas die auf Pergament geschriebene Urkunde, worin mir der Wunsch ausgesprochen war, es mögen mir im Leben noch viele Jahresringe beschieden sein. Zur Hoftafel geladen, wurde ich in einen Vorsaal entboten, woselbst mir Seine Kgl. Hoheit der Prinz-Regent den Orden der bayerischen Krone höchstselbst mit huldvollsten Worten einhändigte. Mit diesem Orden ist der persönliche Adel verbunden. Im Theater führte man an diesem Abend die Bregenzer Klause auf, die Studenten des Corps Suevia hatten ihre Plätze auf der ersten Gallerie, ein stattlicher Anblick! Ich musste wiederholt vor der Rampe erscheinen und wurde mit Lorbeerkränzen überschüttet. Man müsste mehr sein als ein sterblicher Erdengeborener, wenn ich Alles, was mir an diesem Tage Gutes, Ehrenvolles und Glückverheissendes zuteil wurde, so in mich hätte aufnehmen können, so mit ganzem Herzen erfassen und gleich würdigen Dank hätte aussprechen können, so wie es empfunden war! Als ich im folgenden Jahre nach Sizilien reiste und in Messina meine Landsleute besuchte, war bei Allen nur eine Stimme der Freude und des Lobes über die mir an meinem siebzigsten Geburtstage in München widerfahrenen Ehren und Bezeugungen der Liebe und freundschaftlichen Gesinnungen im Vaterlande. Der Ruhm von diesem Feste war über Meer und ferne Länder gedrungen und hatte so mächtig

in meiner Erinnerung sich festgesetzt, dass es zu einem stillen Wunsch in mir wurde, es möge, da jenes Fest durch kein folgendes überboten werden könne, mir gewährt werden, dass ich alles mir künftig Zugedachte mit Dank im Voraus schon für empfangen annehmen dürfe.

Einiger Erholungen nach den Anstrengungen der Jubiläumsfreuden benötigt, reiste ich anfangs Mai nach Lindau und von dort mit meinem Bruder nach dem Kurort Baden bei Zürich. Es litt mich aber nicht lange dort, und ich unternahm mit einem Bekannten einen Ausflug nach dem oft schon ersehnten Genfersee. Wir kamen nach einer sehr schönen Wasserfahrt, stets die erhabenen Berge vor uns, gegen Abend in Genf an, sahen noch das Theater, den botanischen Garten, einige Strassen und öffentliche Gebäude. Folgenden Tages fuhren wir zu Schiff nach Coligni und, nachdem wir zuvor die Rousseau-Statue gesehen hatten, nach Villa Diodati hinauf, in welcher Byron gewohnt und seinen Manfred geschrieben hatte. Epheuumsponnene Marmorbrunnen, ein Landhaus mit geschlossenen Läden, Weingelände, in denen gearbeitet wurde, und darüber die herrliche Aussicht auf den See und nach Genf, das waren die Eindrücke dieses Morgens.

Der hier geschrieben hatte: „Der Berge König ist der Montblanc“ konnte von da den Mächtigen selbst nicht sehen. Vieles in der Umgebung mochte ihn an Italien erinnern. Am Heimweg kamen wir an der Copie eines pompejianischen Hauses vorüber, und dies hatte nichts Fremdes für uns an diesem schönen Ufer. In der Stadt suchten wir vergebens das Haus Calvins und das Rousseaus, ich machte mir nicht viel daraus, aus Ersterem schon gar nicht; der intolerante Sektirer flösst mir weder Achtung noch Bewunderung ein.

Von Rousseau haben wir seine Werke, das ist mehr, als beim Angaffen eines Steinhaufens sich damit abzuquälen, dass man die Äusserlichkeiten des berühmten Mannes sich zu vergegenwärtigen bestrebt ist, dessen geistiges Leben allein uns nahe geht. Besser ging es uns am Nachmittag, als wir das

Schloss von Ferney besuchten, wo Voltaire gelebt hatte. Schön hat der Weise gewohnt, der Freund der Kaiserin von Russland und Friedrichs des Grossen. Man sieht beider Porträts im Schlafzimmer des Philosophen, auch das Keans, des Schauspielers, der in den Dramen Voltaires auftrat, und den er deshalb sehr liebte, begreiflich! Die Aussicht auf See und Gebirg muss an ganz heiteren Tagen einzig sein! Voltaire hatte schwerlich jene romantische Neigung für landschaftliche Schönheit, deren ein Hauch durch die Dichtungen Byrons weht, Byrons, der seine Leidenschaften und Empfindungen in die ihn umgebende Natur überträgt und sie in ihr wiedersieht. „Deo erexit Voltaire", sagt die Marmortafel an der kleinen Kirche, die er hier erbaute. Er gründete den Wohlstand des kleinen Ortes, in dem er wie ein Fürst sich huldigen liess. Lambert heisst der jetzige Besitzer des Schlosses von Ferney, er ist zugleich der Bildhauer, der Voltaires Statue gefertigt hat. Um die Menschheit hat Voltaire mehr Verdienste als der Lord, sein Einfluss war förderlicher für die grossen Fragen der Kultur, des Fortschrittes nnd der Freiheit, als Byrons Pessimismus mit seinen melancholischen Ergüssen, so schön sie sind.

Nach kurzem Aufenthalt in Genf und Baden kehrte ich wieder nach München zurück, um später nochmals in diesem Jahre zum Besuch ins Allgäu und nach Lindau zu reisen, und zwar diesmal auf der neuen Bahn von Buchloe über Isny nach Weitnau. Die Landschaft von Buchloe an ist nicht ohne Reiz. Mindelheim prangt mit der Burg, auf welcher Frundsberg, der Feld-Hauptmann Karls V., der tapfere Landsknecht, hauste.

Memmingen, die alte Reichsstadt, oft mit Lindau verbündet, hat schöne Türme, alte Thore und für mich Erinnerungen aus der Kinderzeit. Hier kam ich vor 60 Jahren mit den Eltern zu meinem Grossvater, dem Vater meiner Mutter, der bereits auf seinem letzten Krankenlager mich grüsste. Er war zu Peissenberg in Oberbayern geboren und

nach vielen Versetzungen in Schongau, Feldkirch u. s. w. in Memmingen als Halloberbeamter stationirt gewesen, und ist auch dort gestorben. Ich sah mir das alte Zollgebäude genau an, schwache Bilder der Erinnerung tauchten auf. Recht hübsch liegt Leutkirch am Wald hin gelehnt, in der Nähe sind die Schlösser Zeil und Trauchburg, Sitze des schwäbischen Adels, auch der Dichterin Gräfin Sophie von Waldburg. Gegen Abend erreichten wir Weitnau, wo wir aufs herzlichste empfangen wurden und bei den Verwandten mehrere Tage blieben. Dann siedelten wir nach Lindau über und verweilten dort den Rest des nassen Sommers. Gewitterregen und Stürme waren der Grundzug der Witterung während meines Aufenthaltes. Nach den heftigen Föhnstürmen, schneite es weit herab in den Bergen, sie glänzten aber um so schöner in der Sonne wie eitel Gold. Auf einer Heimfahrt von Romanshorn über den See, der sehr unruhig war, teilten sich Abendröte wunderbar und Mondlicht in die Wolken und die aufgewühlten Wellen, während das Schiff rastlos stampfend auf und nieder stieg. Die fast ununterbrochenen Regengüsse hatten grosse Verheerungen angerichtet, die Landgüter um Lindau, die Wiesen und ein Teil der Inselstadt selbst waren überschwemmt, Obstbäume entwurzelt, die Strasse zur Bahn stand unter Wasser. Zu guterletzt gab es noch einen Erdrutsch bei Waltenhofen hinter Kempten, wodurch die Weiterfahrt nach München unterbrochen wurde. Wir Reisende mussten aussteigen und über aufgerissene Schwellen, Schienen und Geröll der bedrohten Bahnbrücke bei strömendem Regen mit unserem Gepäck hinüber stolpern, während die Passagiere des entgegenkommenden Zuges herüberkletterten. Mit 3 Stunden Verspätung kamen wir Nachts in München an. —

Was zieht mich nach dem Süden nur,
Und immer wieder nach dem Süden?
Die Werke, grosser Männer Spur,
Die anzuschau'n wir nie ermüden,

Des Meeres Rauschen, sein Azur,
Der Berge schön geschwungene Linien
Cypressen, Lorbeer, Myrte, Pinien?

Am 4. April 1891 sollte mein längst gehegtes Reiseprojekt vollführt, die Reise nach Sizilien, angetreten werden. Drei Gefährten stiegen mit mir ins Coupé der Südbahn, und fort gings, rastlos fort über den Brenner, über den Apennin nach Rom. In Rom wurde Halt gemacht. Zwei der Reisegefährten blieben hier zurück, Dr. Schmidt und ich reisten nach Neapel weiter. Einen Tag Aufenthalt, und dann, an einem Sonntagabend wars, auf den Dampfer Leone. Wie freudig schlug mein Herz, als ich auf dem Verdecke stehend den Hafen von Neapel verliess und das hohe Meer begrüsste! Ich gedachte meiner Völkerwanderung. Unsere Zeit, die Zeit des beschleunigten Verkehrs, erfordert auch in der Dichtung eine raschere Gangart, über Menschenalter und Epochen, über Länder und Meere stürmt die Beflügelte dahin. Das Maultier und Kameel gehen immer noch ihren alten Trott, aber die Menschheit eilt auf Schienen und spricht durchs Telephon. Nach einer stürmischen Nachtfahrt legte sich gegen Morgen der Wind, der unsern kleinen, zu wenig belasteten Dampfer arg herumgeworfen hatte. „Das Schiff hat zu viel Wein getrunken“ rief aus seiner Cabine ein Italiener uns zu, als wir nach Tisch von einer Flasche feurigen Sizilianer Weines aufstunden und von der gewaltsamen Bewegung, während wir unsere Schlafstätte aufsuchten, an die Schiffswand geschleudert wurden. Ja, das Schiff und wir hatten ein wenig zu viel Wein getrunken, ich sah es, als ich aufs Verdeck stieg und den kleinen schwarzen Klumpen, unseren Dampfer, wie ein Scheit Holz hin und her geschleudert sah. Mit Tagesanbruch kam Sizilien in Sicht. Zackiges Gebirg stieg in der Dämmerung aus dem Meere. Dunkel lag es vor uns, von einem purpurnen Schimmer übergossen. Drei Bergspitzen traten zuerst deutlich hervor, dann röteten sich der Monte Pelegrini und die angrenzenden Höhen der die

Concha d'oro umschliessenden Berge. Auf unserem Schiffe waren Soldaten der Marine und Bersaglieri zum Verfolgen der Räuber im Gebirge bestimmt. Sie ordneten sich in Reih und Glied, je mehr wir uns der Küste näherten, und bliesen lustige Signale über die Wellen hin. Ein Mitreisender, der sich uns als deutscher Landsmann vorstellte, und praktischer Arzt in einem Landstädtchen bei Palermo war, zeigte uns den Berg, auf welchem noch vor Kurzem die Briganten gehaust hatten. Nun sei das Nest ausgehoben und seitdem die Gegend um Palermo sicher, wo noch vor wenigen Jahren Reisende auf dem Wege nach Montereale beraubt worden waren. Mein erster Gang am Tage nach der Ankunft galt dem Dom der hl. Rosalia, und darin den Sarkophagen der Könige und Königinnen von Sizilien. Dann pilgerten wir nach dem Molo, um Empfehlungsbriefe abzugeben, und dann nochmals nach dem Dom, um ihn von innen und aussen zu betrachten. Er ist so lieblich wie der Name der Heiligen, der er geweiht ist. Lohnend war die Spazierfahrt nach Montereale, wo in einer Kirche ein heiliger Bachus seinen Altar hat, und wundervolle Mosaikbilder zur Erhebung stimmen. Sehr ergötzt hat mich auf dem Weg ein Triumphbogen mit der Inschrift „Quo libentius eo gratius"; hoffentlich hat der Spruch sich demjenigen bewährt, der ihn als ein so freimütiges Bekenntnis auf den Weg hieher setzen liess. Herrlich ist von hier der Rückblick über Palermo und die orangenreiche goldene Muschel! O wie himmlisch ist dieses Palermo gelegen! Sehr Vieles erzählte mir auch der Citronengarten mit der Cuba, dem Überreste arabischer Architektur, und ein Spaziergang um die Stadt bei einbrechender Dunkelheit, in welcher die alten spanischen Türme aufragten. Nach viertägiger Anwesenheit in Palermo setzten wir die Reise nach Girgenti fort, anfangs längs des Meerufers, zur Seite Orangenwälder, riesig hohe Kaktusse, durch einen Tunnel, in dem wir stecken blieben, und erst in einer halben Stunde wieder weiter rumpeln konnten. In Girgenti waren es die

antiken Tempel, was zuerst mein Auge suchte. Da lagen sie in ihrer stolzen Einsamkeit, ringsum alles steil, weit, gelb, afrikanisch, vor uns das Arabische Meer und zunächst hohe Getreidefelder, die jetzt im April schon beinahe reife Ähren trugen. Nach dem regnerischen stürmischen Tag war der Abend schön, und wir stiegen bei der glühenden Beleuchtung zwischen den Säulen umher. Unter dem nächstgelegenen Tempel vergnügten sich Einige mit Ballspiel, sonst war überall tiefe Stille. Und jenseits dieser Wassermenge vor uns, den Augen verhüllt, lag der dunkle Weltteil, lag Afrika. So weit war ich noch nie gekommen, ich stand an einem der südlichsten Punkte Europas und blickte in eine fremde Welt.

Am 17. reisten wir nach Catania — hügelige Landschaft in unbegrenztes Blau getaucht, graue Städtchen auf der Höhe, die mehr zusammengeworfenen Steinen als menschlichen Wohnungen glichen — und hatten stundenlang vor uns den majestätischen Ätna. Das war unsere Fahrt nach Catania. Im Gasthof erkundigten wir uns nach den Erdbeben, die hier so häufig sind. Eine deutsche Dienerin im Hotel sagte uns, sie fürchte die Erdbeben nicht, aber unangenehm sei es ihr, wenn sie die Möbel ausklopfen soll, und diese ihr plötzlich davonlaufen. Am anderen Tage war uns eine herrliche Fahrt nach Syrakus beschieden. Wir besuchten vor Allem das Grabmal Platens. So schön ruht kein anderer deutscher Dichter, so in Rosen und Lorbeer gebettet! Auch den Latomien weihten wir ein schmerzliches Andenken, hier in diesen Steingruben, ihrem Gefängnisse, hörten die gefangenen Athener die Chöre zu den Tragödien ihres Äschylus und Sophokles. Ein Engländer hatte sich hier begraben lassen. Syrakus, einst eine Millionenstadt, kam mir vor wie ein kleines deutsches Landstädtchen; ich meinte, ich sitze wieder wie einst auf der Post in Kempten, und wirklich, am nächsten Tisch nahmen auch einige Gerichtsbeamte ihr Mittagsmahl ein. Auch sonst gemahnte mich in dieser Stadt am jonischen

Meere so vieles an die Heimat, und besonders Leute vom Land sahen gerade so aus, als kämen sie von Nonnenhorn oder Wasserburg. Auf dem Rückweg von Catania fiel mir ein Castell am Meere auf, mit gezackten Zinnen, altersgrauen Mauern. Wer wohnte wohl darin? —

Des anderen Tages weckte uns ein Musikmarsch und der Gesang einer Prozession. Dem Standbild Bellinis zollten wir gebührende Verehrung und lobpriesen die schöne glänzende Kaufmannsstadt.

Dann gings nach Taormina. Das jonische Meer lag vor uns ausgebreitet, um die Felsen der Cyclopen schäumte die Brandung, aber so wonnig, so kindisch fröhlich, als wiederholten hier die Nereiden einen Gesang der Odyssee. Im brillanten Hotel auf dem hochgelegenen Taormina erwachte ich sehr frühe in der Dämmerung und ging nach dem höher gelegenen alten Theater hinauf. Lautlose Einsamkeit umgab mich; tief unten wogte das Meer, der Morgen beleuchtete nach und nach die Mauern des umfangreichen Raumes. Auf der ehemaligen Bühne stolzirte ein Hahn mit seinen Hennen umher, als fühle er sich in Erbschaft der attischen Komödie, er versinnbildlichte mir die nach der griechichen gebaute dramatische Kunst des Roi Soleil. Mit edlem Pathos in glänzendem Federschmuck stieg er umher und weckte mit seiner schmetternd hellen Kehle den Gott des Tages, wie es bei Shakespeare heisst. Ein deutscher Gelehrter kam nach mir herauf und prüfte die Akustik des alten Theaters, indem er Verse aus der Antigone von einer Stufe herabdeklamirte. Nachdem kaufte ich mir einige Silbermünzen, die mir für ächt ausgegeben wurden. Ich nahm sie für ächt mit. Ehe ich die alten Mauern verliess, gedachte ich noch des schönen Distichons, das König Ludwig der I. über das Rottmannsche Bild von Taormina setzte:

„Wo einst mächtig ergriffen die Tausend und Tausende sassen,
Flieht et die eilende Zeit einsam beständig vorbei."

In Messina, wohin wir dann gelangten, besuchte ich den Kaufmann und Consul Frei, einen Lindauer, der sehr erfreut war, in mir seinen durch den Festtag in München so berühmt gewordenen Landsmann zu begrüssen. Für den Abend war ich mit meinem Reisegefährten zu Tische bei ihm mit mehreren in Messina wohnenden Deutschen eingeladen. Am Tage der Abreise begleitete mich Herr Frei nebst meinen Landsleuten und mit sizilianischen Dichtern, die ich ebenfalls während meiner Anwesenheit kennen gelernt, in Gondeln an Bord der „Arabia", die von Alexandria kommend mich nach Neapel mitnahm. Es war freilich ein grosser Abschied von dem schönen Sizilien, denn ich hatte keine Aussicht je wieder zu kommen. In wehmütiger Stimmung grüsste ich die mir noch lange nachwehenden Tücher der Freunde. An den Liparischen Inseln vorbei dampften wir in die Nacht hinein Neapel zu. Diesmal gab es keinen Sturm, aber schlafen konnte ich weniger als damals, ich musste immer wieder aufs Verdeck und das leuchtende Meer bewundern. Morgens 5 Uhr fuhren wir an Capri vorbei, die Berge von Sorrent stunden in dunkler Reihe, der Vesuv rauchte, der Mond sank glührot im Westen; gegenüber erschien die rosenfingerige Eos.

In Neapel hielten wir uns nicht lang auf, besuchten nur das Museum und Freund Kaden, sodann das Aquarium, in welchem mich besonders die Eier der Haifische fesselten und die Anfangsbildungen der Pflanzen zu Tieren. In Pompeji nahmen wir während eines leichten Gewitterregens das Mittagsmahl, das uns Arbeiter aus der Osteria eines nahegelegenen Ortes zutrugen, im Hause des Sallustius ein. Allerdings fiel es frugaler aus, als die Speisen, welche vor tausend Jahren an demselben Orte die Tafel des reichen Römers belastet haben mögen.

In Rom kamen wir einen Tag nach der furchtbaren Explosion des Pulverturms an, wir sahen den tief aufgewühlten Boden und ringsum halb verkohlte Balken und

Bretter. Die Strassen Roms, auch der Petersplatz glitzerten von Glasscherben. In der Stadt herrschte grosse Bestürzung, man prophezeite für den 1. Mai eine sozialistische Revolution; vielfach wurden wir sogar gemahnt, schleunigst Rom zu verlassen. Wir machten aber nur einen sehr hübschen Ausflug nach Tivoli, das ich noch nicht gesehen hatte, und in die Villa Hadriana. Bei unserer Zurückkunft Abends fanden wir Rom wie ausgestorben, alle Läden waren geschlossen, keine Equipagen auf der Strasse, kaum hie und da ein Fussgänger. Es kam aber zu nichts weiter als zu blutigen Raufereien vor einem der Thore, zwischen Truppen und tumultuirenden Massen. Wir konnten in einer Restauration unser Bier so ruhig trinken, als wären wir im Löwenbräukeller zu München, und ebenso ruhig nach Hause gehen. Wir liessen uns an folgenden Tagen nicht abhalten, die Sammlungen des Capitols, des Vatikans und der Villa Borghesa zu besuchen, auch das Atelier des Bildhauers Kopf, dessen Arbeiten wir bewunderten. Einer Einladung in die Gesellschaft der Künstler Roms, deren Vorstand Professor Kopf ist, konnten wir leider nicht folgen; eine ziemliche Ermüdung liess sich jetzt gegen den Schluss unserer Reise allmählig fühlen. War es doch schon eine etwas starke Anforderung an die Leistungsfähigkeit des 72 jährigen. Wir wandten uns der Heimkehr zu und rückten bald glücklich in unserm München wieder ein.

Aufgefordert, mich ins goldene Buch der Stadt München einzutragen, schrieb ich folgendes Gedicht:

Im Alpenblumenflor
Du jüngste grosser Städte,
Wie schwingst Du Dich empor
Am grünen Isarbette!
Mit Deines Domes Kuppe
Schaust Du zum grossen Dom
Der Berggiganten Gruppe,
Begrüsst von ihrem Strom.

Das Münchner Kindlein wächst
Sich aus zu einem Riesen,
Den Grössten schon zunächst
Hat sich es längst bewiesen.
Es würde Dein Erbauer,
Der Löwe, staunend seh'n,
Im Ringe Deiner Mauer
Die Zierde von Athen.

Dein Königshaus, geschmückt
Vom Ruhm der Schlachtgefilde,
Hat immer Dich beglückt
Durch Weisheit, Kraft und Milde.
Bei Fest und Schall der Glocken
Umschlingt in stetem Glanz
Bavarias schöne Locken
Ein immer neuer Kranz.

Im Verein für Feuerbestattung trug ich ein Gedicht vor, das die Leichenverbrennung Cäsars und Shelleys schilderte, und mit Beifall aufgenommen wurde. Wenn es nur auch, dachte, ich, erfolgreich wäre, aber der Kampf gegen Hergebrachtes und gegen Vorurteile ist allzu schwer.

Am 6. September 1892 starb mein Bruder Heinrich an einem Herzschlag in seinem 68sten Lebensjahre und ohne Gebrechen des Alters erlitten zu haben. Wir hatten miteinander vor seinem Tode noch einige schöne Tage erlebt, da ich ihn nach Zürich begleitete. Es war sein Tod ein schwerer Schlag für uns Alle, für mich, den älteren Bruder, ein unersetzlicher Verlust. Ibimus, ibimus omnes schrieb mir ein Freund; ja so ist es, das ist alles, was wir uns zum Troste sagen können. Aber mein Bruder war ein Glücklicher, von früher Jugend an hat ihn das Glück gesegnet, aller Herzen flogen ihm zu. Er war der Liebling der Eltern und Aller, die ihn kannten. —

Im November erhielt ich aus Louisville in Nordamerika die Festzeitung, in der mein Gedicht zur Columbusfeier erschienen war.

Am höchsten aber stieg ich bei Einweihung der St. Benno-Kirche, als mein Weihgedicht mit der Urkunde in den metallenen Turmknauf eingelegt und empor gebracht wurde.

Der Intendant der Kgl. Hofbühnen Baron Perfall feierte am 20. Dezember 1892 sein 25jähriges Dienstjubiläum im Hotel Continental, wozu ich auch eingeladen war. Ich feierte den Jubilar mit einem Trinkspruch in Versen, der sehr beifällig aufgenommen wurde und mir sehr viel Anklingen an mein Glas einbrachte.

Im Juli 1893 wurde der Journalisten- und Schriftstellertag unter Protektion Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig abgehalten, wobei ich als dritter Ehrenpräsident den festlichen Toast auf Se. Kgl. Hoheit den Prinz-Regenten auszubringen hatte. Im Hoftheater wurde „Tannhäuser", im Residenztheater „Heimat" von Sudermann gegeben. Im Matinée am 10. wurde mein Gedicht „Kunst und Poesie" vorgetragen. —

Der böhmische Dichter Jaroslav Vrchlicky gab eine Sammlung Übersetzungen meiner Gedichte in seiner Sprache heraus.

Die 80er Jahre waren für mich sehr produktiv gewesen; es erschienen drei Bände Novellen, ferner die Einakter Clytia, Högnis letzte Heerfahrt, die Frauen Salonas und das fünfaktige Schauspiel „Die Bregenzer-Klause". Ferner zwei Bände lyrische Gedichte: „Lyrisches und Jahresringe". Auch mit einigen Gelegenheitsgedichten trat ich in die Öffentlichkeit, meistens Prologe, die hauptsächlich wegen der Veranlassung, der sie ihre Entstehung verdanken, nicht unerwähnt bleiben sollen. Es waren dies:

Ein Prolog zu einem Konzert, welches für die Gründung eines deutschen Hospitals in Konstantinopel gegeben wurde. Ein Hymnus an die Musik, der bei der Feier des Todestages von Orlando di Lasso in der Komposition von Professor Rheinberger vor dem Standbilde des grossen Tondichters ge-

sungen wurde. Ein Doppelprolog für die Notleidenden in Calabrien und Sizilien und für die Hinterbliebenen des verunglückten Dampfers Elbe. Ein Doppelprolog für den vereinigten deutschen Kunstgewerbe- und Völkerrechtskongress, einer für die Lortzingfeier, für die Eröffnung des Theaters in Tübingen, für den Liederkranz in Lindau.

Am 21. April 1893 hat mich die Augsburger Liedertafel zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt; ich sollte im goldenen Saale des Rathauses das Ehrendiplom erhalten, war aber durch Unwohlsein von der Reise nach Augsburg abgehalten. Im folgenden Jahre ernannte mich auch der Memminger Liederkranz zu seinem Ehrenmitglied.

Anlässlich der Feier des 50jährigen Bestehens des deutschen Hilfsvereins in Paris gab der deutsche Botschafter Graf Münster einen Festabend, welchem zahlreiche Mitglieder des diplomatischen Korps und der deutschen Kolonie mit ihren Damen beiwohnten. Das Jubiläumsfest wurde mit einem Prologe von mir eingeleitet, dessen Schlussworten, die mit hinreissender Empfindung vorgetragen wurden, stürmischer Beifall folgte.

Am 2. Februar 1895 fand die Aufführung der Frauen Salonas statt, und zwar mit glänzendem Erfolg. An der Hand einer Furie, der Chorführerin in meinem Stücke, trat ich vor das Publikum, das mich hervorgerufen.

Einen schönen Nachklang meines 70sten Geburtstagsfestes erlebte ich am 26. August 1896 in Lindau, indem der Magistrat und die Gemeindebevollmächtigten beschlossen, dass an meinem elterlichen Hause ein Gedenkstein mit Angabe meines Namens und Geburtstages eingefügt werde, was auch geschah, und zwar in so ehrenvoller und herzlicher Weise, dass dieser Tag in meiner Lebensgeschichte ein weiteres Blatt der dankbarsten Erinnerung einnimmt.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass die Cottasche Buchhandlung Nachfolger eine zweite Auflage meiner

Völkerwanderung veranstaltete, und dass es mir gelang, meine dramatischen Dichtungen, in zwei Bände gesammelt, trotz vieler Hemmnisse herauszugeben. Ich verlor den Mut nicht, ich gedachte der Worte, die Dr. Valentin Heyder, Lindaus Bürgermeister, während der Belagerung durch die Schweden als Motto zu seinem Bildnisse schrieb:

Tempus vitae tempus pugnae.

Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewusst sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.

Benvenuto Cellini.

Von Götzens schlichter Lebensbeichte und Hans von Schweinichens aufrichtigen Denkwürdigkeiten bis zu Goethes kunstvoller „Dichtung und Wahrheit“ hat das deutsche Volk noch immer gern diesen Erlebnissen seiner Helden gelauscht und sich in die Welt innerer Entwicklung versenkt, die „ein Menschenleben“ heisst. Und wenn wir auch nicht jenem Gelehrten folgen können, der vor einigen Jahren (Biogr. Blätter I[1]) eine Sammlung von „Biographieen der Namenlosen“ geistvoll anregte, so sind wir doch der Meinung, dass die Berichte, die bedeutende Männer der That und des Gedankens über ihr Leben und Schaffen ablegen, immer Interesse und Beachtung der Zeitgenossen und der Nachfahren finden werden.

Wir gedenken unter dem einheitlichen Titel:

Zeitgenössische Selbstbiographieen

eine gleichmässig und vornehm ausgestattete Sammlung von Selbstbiographieen herauszugeben und hoffen dabei auf die freundliche Unterstützung der weitesten Kreise: wir erwarten, dass sich die Beiträger ebenso freudig einstellen werden wie das Publikum ihnen bereitwillig lauschen wird.

Die Bände sollen in zwangloser Folge erscheinen; den durchschnittlichen Umfang denken wir uns ca. 15 Bogen, wobei wir aber ausdrücklich betonen, dass ein Zwang zu Gunsten einer übel angebrachten Gleichmässigkeit und Uniformität in keiner Weise ausgeübt werden soll: der geringere oder grössere Umfang, wie er durch die Eigenart der Darstellung bedingt ist, bleibt vollkommen Sache des Darstellenden. Wir beabsichtigen keine weitschichtigen Lebensbeschreibungen, die Dokumente sammeln und Material für den Historiker aufschichten; was in unseren „Zeitgenössischen Selbstbiographieen“ vertreten sein soll, ist die Selbstbiographie als abgerundetes Kunstwerk, wie es sich darstellt in dem Manne, der auf der Höhe des Lebens angelangt ist und nun zurückschaut auf sein Werden. Wir wenden uns an alle Kreise menschlicher Bethätigung: der Dichter und der Gelehrte soll ebenso willkommen sein, wie der Musiker, Maler oder Militär; jeder, der etwas erlebt hat, was zu erzählen und gehört zu werden sich verlohnt, und der es anmutig darzustellen weiss, soll geladen sein; willige Zuhörer werden sich finden, die es mit Wilhelms von Humboldt Wort halten: „Das Interessanteste für den Menschen ist immer der Mensch.“

BERLIN SW. 46.

SCHUSTER & LOEFFLER
Verlagsbuchhandlung.

Als Band I und II der Serie

„ZEITGENÖSSISCHE SELBSTBIOGRAPHIEEN“

sind erschienen:

Hermann von Lingg:

MEINE LEBENSREISE.

Mit Porträt des Verfassers in Lichtdruck
nach einem Original von Fr. v. Lenbach.
brosch. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Ernst Wichert:

RICHTER UND DICHTER.

Mit Porträt des Verfassers in Lichtdruck.
brosch. M. 6.—, geb. M. 7.50.